Vorwort (1897).

Das Preisthema lautet (ins Deutsche übertragen):

»Die Ursachen der gegenwärtigen Unklarheit und Verworrenheit in psychologischer und philosophischer Terminologie, und die Richtungen, in denen wir auf praktisch wirksame Abhülfe hoffen dürfen«.

Zur Erläuterung des Themas war hinzugefügt worden, was wir gleichfalls hier übersetzen:

»Der Geber des Preises wünscht, daß allgemeine Rücksicht genommen werde auf die Klassifikation der verschiedenen Weisen, in denen von einem Worte oder anderem Zeichen gesagt werden kann, daß sie »Bedeutung« haben und auf die entsprechenden Unterschiede der Methode in Übertragung oder Auslegung von »Bedeutungen«. Das Preis-Komitee wird die praktische Nützlichkeit des ihm unterbreiteten Werkes als vorzugsweise wichtig betrachten«.

Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes hat im Thema selber und in den Erläuterungen die Aufforderung erblickt, das Wesen von Zeichen im allgemeinen, und von Worten im besonderen, von neuem zu untersuchen. Er hielt sich um so mehr dazu berechtigt, als mehrere der einflußreichsten philosophischen Autoren früherer Zeit, in der gleichen Absicht auf Beseitigung terminologischer Unklarheit und Verworrenheit, regelmäßig ebenso für geboten hielten, in eingehender Weise Wesen und Ursprung von Wortbedeutungen überhaupt, darzustellen.

Der gegenwärtige Autor glaubte aber, durch seine Bestimmung und Einteilung des Begriffes »Wille«, insonderheit durch Unterscheidung der Formen eines sozialen Willens, eine verbesserte Basis für solche Darstellung zu schaffen.

Die »praktische Nützlichkeit« dieser Leistung sieht er — außerdem, daß jede Vertiefung in bedeutsame Probleme für nützlich gelten darf — darin, daß sie dazu beitragen soll, das Ziel selber zu fördern: die Einigung über Begriffe und über die Kunstausdrücke, mit denen sie bezeichnet werden. Denn zu diesem Zwecke hält er

für unerläßlich, daß den Denkern, und zumal den angehenden Denkern, ein klares und starkes Bewußtsein erzeugt oder befestigt werde ihrer Macht über die Materie, ihrer freien Verfügung, nicht allein über Laute und andere Zeichen zur Notierung, sondern auch über Ideen zur Bildung von Begriffen. Wegen Dunkelheit und Unzulänglichkeit des Begriffes, den man mit dem Worte »Wille« zu verbinden pflegt, wird aus diesem »der Willkür Tür und Tor eröffnen« regelmäßig die absurde Folgerung gewonnen, grundlose, d. h. vernunftwidrige Laune werde damit zur Herrin gemacht. Als ob, wenn ich jemandem freie Verfügung über ein großes Vermögen gebe, ich ihn dadurch anweisen wollte, sein Vermögen zu verschwenden oder auf törichte Weise anzulegen. Ich gebe ihm allerdings das Recht dazu, aber ich gebe ihm zugleich das Recht zur weisesten Verfügung, Einteilung, Bestimmung jedes Stückes davon, und wenn ich auf seinen Willen Einfluß habe, so werde ich ihn lehren, seinen deutlich vorgestellten Zwecken gemäß über seine Mittel zu disponieren; kann ich aber sogar auf seine Zwecksetzungen einwirken, so werde ich ihn lehren, daß er sich vornehme, so sehr als möglich auf menschlich edle Art zu leben und nicht auf den sinnlichen Genuß oder auf eitle Ehren sein Streben gerichtet zu halten. Ebenso ist die Freiheit des Denkers zu verstehen. Es muß vorausgesetzt werden, daß er seinen Willen dahin bestimmt habe, Wirklichkeit in ihrer Beschaffenheit und in ihrem Zusammenhange zu erkennen, oder es muß ihm dieser als sein (wenigstens) nächster Zweck klar gemacht werden. Besitzt er aber diese Klarheit, so steht alsbald, anstatt einer lustigen Schwelgerei, eine überaus schwierige Aufgabe vor seinen Augen: auf die sachlichste, nützlichste, angepaßteste Art soll er über die gewaltigen Mittel des Gedankens verfügen, die besten, d. h. jenem Zwecke am vollkommensten entsprechenden Begriffe soll er gestalten, und die brauchbarsten, bequemsten, leichtest-verständlichen Zeichen soll er prägen und jenen Begriffen anhängen. Nicht jeder und nicht der Lehrling oder Geselle wird sich so hoher Kunst gewachsen fühlen, und ganz eigentlich gelten auch in diesem Gebiete die Goethe'schen Maurer-Verse:

»Wer soll Lehrling sein? — jedermann!«
»Wer soll Geselle sein? — der was kann!«
»Wer soll Meister sein? — der was ersann!«

Sie alle aber müssen wissen, daß sie einem großen Bunde angehören, der durch alle Völker geht, der Gelehrten-Republik, und daß in dieser, für diese zu wirken, in ihr verstanden, anerkannt zu werden,

Nachfolge und Mitarbeit zu finden, höchstes Ziel der Meisterschaft immer gewesen ist. So fühlt alsbald der individuelle Wille auf der Höhe seines Machtgenusses und Künstlerstolzes, einem mächtigeren, Achtung heischenden sozialen Willen sich gegenüber, der selber sich bildend in einer Ratsversammlung, in der die Stimmen der erlesensten Meister das größte natürliche Gewicht haben, seines Amtes der Sonderung und Auslese waltend, mit entscheidender Souveränetät bestimmt, was allgemeine, was dauernde, was allgemeine und dauernde Geltung haben soll.

Wie sehr wir noch in den Anfängen wissenschaftlicher Erkenntnis vom Menschen stehen — um die es bei aller Psychologie und Philosophie im modernen Sinne wesentlich sich handelt — läßt sich daran ermessen, daß so außerordentlich wenig über ihre Ziele und Wege Klarheit und Übereinstimmung angetroffen wird. Allenfalls wird zugegeben — wenn auch selten danach gehandelt — daß nicht aus Worten philosophiert werden dürfe, sondern das Wort ein an sich gleichgültiges Zeichen sei, dessen Wert ganz und gar dadurch bestimmt wird, daß es zweckmäßig gebildet und daß es zur Erregung der gewollten klaren und deutlichen Vorstellung oder — im eigentlichen, dem abstrakten Denken — zur Erinnerung an die eigene, fremde oder gemeinsame Tätigkeit der Begriffsbildung und dadurch an den Inhalt solches Begriffes diene. Viel weniger erkannt wird die Möglichkeit und Bedeutung der willkürlich-freien Begriffsbildung selber, oder sie wird mit der bloßen Determinierung einer Wortbedeutung verwechselt. Und doch liegt hier der Springquell für die Bewältigung der größten Probleme. Der Begriffsstoff ist das Eisen, das wir als Denker zu schmieden haben. Mannigfache Geräte müssen daraus zusammengefügt werden: zum Graben, zum Pflügen, zum Kämpfen, zum Schmieden selber. Das wissenschaftliche Denken ist nicht von ungefähr. Es will in harter Arbeit erlernt, mit zäher Ausdauer, in heißem Ringen, geübt, seine Regeln und Methoden wollen erkannt werden. Natürliche Begabung wird erfordert wie zu jeder anderen Kunst, aber auch der Fähigste wird in die Irre gehen, wenn er von dem Wahne sich leiten läßt, oder darin bestärkt wird, als ob Philosophie durch lebhafte Anschauung, Fantasie und poetische Rede, anstatt durch genaues und strenges Denken ihren Charakter empfangen müsse.

In der Meinung aber, daß ein redliches Bemühen, auch wenn man sein Gelingen nicht anerkennen sollte, um tiefere Begründung dieser Erkenntnisse, wenigstens als guter Wille geehrt zu werden

verdiene, wagen wir, uns die Aussprüche eines berühmten Vorgängers zu eigen zu machen: »*The consideration then,* meint JOHN LOCKE *(Essay on human understanding IV, 21, 4), of ideas and words, as the great instruments of knowledge, makes no despicable part of their contemplation, who would take a view of human knowledge, in the whole extent of it. And perhaps, if they were distinctly weighed and duly considered, they would afford us another sort of logick and critick than what we have been hitherto acquainted with*«[1]. Und auch was den Nutzen der Erörterung angeht, dürfen wir mit ihm sagen (ibid. III, 5, 16):

»*I shall imagine I have done some service to truth, peace and learning, if by any enlargement on this subject, I can make men reflect on their own use of language; and give them reason to suspect, that, since it is frequent for others, it may also be possible for them, to have sometimes very good and approved words in their mouths and writings, with very uncertain, little or no signification. And therefore, it is not unreasonable for them, to be wary herein to themselves, and not to be unwilling to have them examined by others*«[2].

---

[1] »Mithin macht die Betrachtung von Ideen und Wörtern, als der großen Werkzeuge der Erkenntnis, keinen verächtlichen Bestandteil in den Gedanken derer aus, die eine Ansicht der menschlichen Erkenntnis, in ihrer ganzen Ausdehnung gewinnen wollen. Und vielleicht würden sie, wenn deutlich erwogen und gehörig untersucht, uns eine andere Art von Logik und Kritik schaffen als die uns bisher bekannt gewordenen«.

[2] »Ich werde denken, daß ich der Wahrheit, dem Frieden und der Bildung einen Dienst geleistet habe, wenn ich, durch Verbreitung über diesen Gegenstand, die Menschen veranlassen kann, über ihren eigenen Gebrauch der Sprache nachzudenken; und ihnen Grund zu dem Verdachte gebe, daß, wie es so häufig bei anderen sich findet, auch sie selber möglicherweise manchmal sehr gute und allgemein-gebilligte Wörter im Munde führen und in die Feder nehmen, die doch eine sehr unsichere, geringe oder gar keine Bedeutung haben. Und darum ist es nicht unvernünftig, wenn sie darin für sich selber behutsam und nicht abgeneigt sein wollen, ihren Wortgebrauch der Prüfung durch andere zu unterwerfen».

Vorrede (1906).

Äußere Anregung und äußerliche Beweggründe haben den Verfasser dieser Schrift bewogen, sie in ihrem ursprünglichen Texte herauszugeben, nachdem sie zuerst (vor etwa 7 Jahren) in einer englischen Übersetzung, die im *Mind* Vol. VIII N. S. No. 31, 32; Vol. IX N. S. No. 33 gedruckt wurde, dem gelehrten Publikum ist vorgelegt worden. Ich habe mich lange mit der Absicht getragen, diesen Text einer ganz neuen Bearbeitung zu unterwerfen, die den Umfang leicht hätte verdoppeln mögen; denn ich wußte wohl, daß viele der von mir vorgetragenen Sätze eine eingehendere Begründung, auch die Auseinandersetzung mit den Lehren anderer, wie sie in hervorragenden Schriften niedergelegt sind[1], wünschenswert erscheinen lassen. Meine Schrift war in kurzer Zeit entstanden, und darf für sich geltend machen, daß sie einigermaßen aus einem Gusse ist; auch kann ich — was sich vielleicht von selbst verstehen sollte — alle Gedanken darin als meine eigenen in Anspruch nehmen. Aber nicht allein darum habe ich geglaubt, sie aus dem Schreine, in dem sie so lange geruht hat, hervorholen zu dürfen. Sondern mich hat vor allem die große Wichtigkeit des Gegenstandes dazu ermutigt, eine Wichtigkeit, die im Laufe dieser 9 Jahre — und ich freue mich, daß ich ein wenig dazu mitwirken

[1] Ich weise ausdrücklich darauf hin, daß ich nicht Sprachforscher, auch nicht Sprachphilosoph bin; es wäre mir aber allerdings erwünscht, meine Theoreme zu denen dieser verdienstvollen Denker in Beziehungen zu setzen. Das große Werk WUNDT'S über die Völkerpsychologie in der Sprache ist inzwischen erschienen, und daran hat sich mit »Grundfragen der Sprachforschung«, (Straßburg 1901) B. DELBRÜCK angeschlossen, dessen Ausführungen sehr lehrreich sind, gruppiert um die Entgegenstellung Herbart'scher intellektualistischer und Wundt'scher voluntaristischer Psychologie. Delbrück findet (S. 14) diese (von mir zuerst eingeführten) 'Schlagworte' besonders treffend. — Erwähnen möchte ich hier auch den mir durch die englische Übersetzung (»*Semantics*«; London 1900) bekannt gewordenen *Essai de Sémantique* von MICHEL BRÉAL (engl. mit Vorrede und Anhang von J. P. Postgate).

durfte — mehr und mehr, in weiteren Kreisen, erkannt und anerkannt worden ist. Vor allem ist eine Frage, die ich im Zusammenhange damit angerührt hatte, seitdem lebhaft in Fluß gekommen: die Frage der Universalsprache. Es ist dies in ausgezeichneter Weise das Verdienst einiger Franzosen, unter denen ich den trefflichen Kenner der Leibnizischen Schriften und scharfsinnigen mathematischen Logiker, Herrn LOUIS COUTURAT, rühmend hervorhebe. Um seine Bestrebungen richtig zu würdigen, muß man immer der Tatsache eingedenk sein, daß es ihm zunächst und in erster Linie nur darum zu tun ist, die Idee einer »internationalen Hilfssprache«[1] zur Geltung zu bringen: in diesem Sinne wendet er sich an die Akademien und gelehrten Gesellschaften, die im Jahre 1900 eine internationale Assoziation gebildet haben, in Verbindung mit einer schon erklecklichen Zahl von Gelehrten aller Länder, unter denen in deutscher Sprache HUGO SCHUCHARDT schon seit vielen Jahren im Sinne dieser Idee gewirkt hat[2], nicht minder tätig ist dafür WILHELM OSTWALD[3], der wie wir hoffen mögen, nachdem er sein Lehramt niedergelegt hat, einen Teil seiner kostbaren Muße dieser großen Aufgabe widmen wird. In Verbindung mit dem Mathematiker Dr. L. LÉAU hat inzwischen Dr. COUTURAT eine große »*Histoire de la langue universelle*« (Paris, Hachette 1903 XXXII—576 S.) verfaßt und herausgegeben — ohne Zweifel ein verdienstvolles Werk. — Aber auch in Sachen der philosophischen Terminologie ist um die Wende des Jahrhunderts es nicht still geblieben. Erschienen ist 1899 zuerst, dann in zweiter Auflage umgearbeitet 1904, das »Wörterbuch der philosophischen Begriffe« von Dr. RUDOLF EISLER (Berlin, E. S. Mittler & Sohn), das freilich zu ausschließlich aus bloßen Zitaten besteht; aber der emsige Sammlerfleiß, der darin niedergelegt wurde, ist sicherlich alles Lobes wert. Größer entworfen und ausgeführt ist das der Vollendung nahe amerikanische »*Dictionary of philosophy and psychology, giving a terminology of English, French,*

---

[1] Eine kleine Broschüre dieses Titels — ins Deutsche übersetzt von W. Ostwald — ist von Veit & Co. in Leipzig verlegt (1902) und wird den Interessenten auf Verlangen gratis und franko zugesandt.

[2] „Weltsprache und Weltsprachen" 1894. Vgl. *Rapport sur le mouvement tendant à la création d'une langue auxiliaire internationale artificielle.* Paris 1904 (nicht im Handel) — ein Bericht an die Wiener Akademie der Wissenschaften.

[3] Vgl. „Die Weltsprache" (Stuttgart, Franckh 1904) 16 SS. (10 Pfg., 10 Stück 80 Pfg.)

German and Italian« Ed. by J. M. BALDWIN (3 Vols. in 4 parts) 1903—1806. Endlich aber ist auch Frankreich in dieser Richtung tätig. Die *Société française de philosophie,* an deren Spitze die Herren XAVIER LÉON und ANDRÉ LALANDE stehen, gibt in ihren *Bulletins* ein »*Vocabulaire technique et critique de philosophie*« heraus, woran mit großer Sorgfalt gearbeitet wird, und schon ist es bis nahe an die Hälfte fortgeschritten; es ist mir eine Genugtuung, daß ich, als Deutscher neben Herrn EUCKEN, daran, wenn auch nur durch kleine Anmerkungen, mittätig sein darf. Unter den Leitern dieses Unternehmens ist auch Herr L. COUTURAT. Auch hier werden die Termini nach Möglichkeit in den 4 Sprachen wiedergegeben; zugleich aber am Schlusse jedes Artikels eine oder mehrere »internationale Wurzeln«, gebildet nach den Regeln des *Esperanto.* Den Bemühungen des Herrn COUTURAT um die Anerkennung des Prinzips einer internationalen Hilfssprache ist es vielleicht schädlich, daß er zu gleicher Zeit persönlich für die merkwürdige Erfindung des russischen Arztes Dr. ZAMENHOFF (Warschau), das *Esperanto,* sich engagiert hat. Es würde hier zu weit führen, den Wert dieser Kunstsprache zu diskutieren; auch fühle ich mich dazu keineswegs kompetent. Es muß aber anerkannt werden, daß sie in kurzer Zeit sehr bedeutende Fortschritte gemacht hat, und durch ihre einfachen und klaren Regeln sich stark zn empfehlen scheint. Ich selber stehe, so lebhaft ich auch für die Idee einer internationalen Hilfssprache mich interessiere, außerhalb der Parteinahme. Aber ich habe noch nicht die Überzeugung gewonnen, daß meine im Jahre 1897 (in dieser Schrift) gestellte Prognose unrichtig sei — eine Prognose nenne ich es, denn ich halte strenge davon getrennt, was ich etwa wünschen, und wenn ich zur Erörterung der Sache berufen wäre, raten möchte. Meine Prognose ging und geht dahin, daß die Universalität der englischen Sprache, als der Sprache des internationalen Verkehrs und Geschäftes, unaufhaltbar und gesichert ist; daß aber die Gelehrtenrepublik, auch aus terminologischen Gründen, nicht mit der englischen Sprache zufrieden sein, daß sie am ehesten, da das Bedürfnis des Weltverständnisses immer stärker sich fühlbar machen muß, zur lateinischen Sprache zurückkehren wird. Der Handel werde — so war und ist meine Meinung, — neben den nationalen Sprachen, mehr und mehr englisch; die Wissenschaft und Philosophie werde, gleichfalls neben den nationalen Sprachen, mehr und mehr wieder lateinisch sprechen. Ich habe schon an anderer Stelle (vgl. Additamente II S. 103) darauf, als auf

ein merkwürdiges Zusammentreffen hingewiesen, daß kaum ein Jahr vergangen war, seitdem ich diese Prognose aufgestellt hatte, da ging von der Berliner Akademie der Wissenschaften die Anregung aus, mit den übrigen gelehrten Gesellschaften in eine Verhandlung über die Wiederherstellung des Latein, als interakademischen Mittels der Verständigung, einzutreten. — Ich leugne nicht, daß mit meiner Prognose eine Befürwortung verbunden war; jetzt aber trenne ich sie gänzlich davon: meine (ohnehin unmächtige) Befürwortung lasse ich fallen; die Prognose halte ich fest.

Was aber die Leitgedanken dieser Abhandlung betrifft, so wird dem geneigten Leser, der die Grundlegung der philosophischen Soziologie, wie sie in meinem Werke »Gemeinschaft und Gesellschaft«[1] enthalten ist, sich zu eigen gemacht hat, nicht entgehen, daß die gegenwärtige Schrift so zu sagen eine Tochter jenes Werkes ist, nnd mehrfache Anwendungen darin vorgelegter und entwickelter Begriffe enthält. — Dies gilt weniger von den später geschriebenen »Additamenten«, die, unmittelbaren Anlässen entsprungen, vorzugsweise den Verdiensten anderer gerecht werden wollen.

Übrigens, wenn man wieder liest und erwägt, was man vor 9 Jahren geschrieben hat, so kann es nicht leicht anders sein, als daß man — auch wenn man einstweilen nicht an eine völlig neue Bearbeitung des Gegenstandes denken kann — manche Sätze verändern, einige streichen möchte, aus allerlei Gründen. Nach eingehender Überlegung habe ich auch hierauf verzichtet, und mich auf den Satz gestellt: *Quod scripsi, scripsi.* So habe ich nur ganz geringe stilistische Änderungen vorgenommen, die nicht der Erwähnung wert sind. Man wird daher vielleicht einige Äußerungen in dieser Schrift finden, die ich wortwörtlich noch zu vertreten kaum gesonnen bin. Indessen mögen sie wenigstens eine Erörterung und Kritik verdienen, die möglicherweise den Sachen, an denen mir gelegen ist, förderlich sein werden. Ich werde inzwischen fortfahren, auf meine Art der Wahrheit nachzugehen und dankbar dafür zu sein, wenn mir auf meinen ziemlich einsamen Wegen hin und wieder eine Ermutigung zu Teil wird.

---

[1] Leipzig, O. R. Reisland, 1887. Anastatischer Neudruck 1905.

Übersicht.

I. Zeichen und Wörter. — Wörter und Begriffe.

1. Definitionen. 2. Natürliche Zeichen — ideeller Fall der Identität — Organismus und Seele. 3. Sympathie — Intuition — Werden von Zeichen. 4. Nachempfindung — Schlußfolgerung — Vermischung von Sache und Zeichen. 5. Äußere Bewegung — Zeichen von Empfindung und Gefühl 6. Ähnlichkeit — Gleichheit — Bild natürliches Zeichen des Originales. 7. Teil natürliches Zeichen des Ganzen. 8. Stück Zeichen eines anderen Stückes — Zeichen ist, was als Zeichen wirkt — Ideenassoziationen — Lokalzeichen — Urteil. 9. Natürliche Zeichen im Naturverlaufe oder von Menschen aus — letztere als Zeichen unwillkürlich oder zu Zeichen bestimmt. 10. Unwillkürliche Zeichen — Ausdrucksbewegungen des Menschen. 11. Ausdrückliche Zeichen — Mitteilung. 12. Gebrauch gemachter Zeichen — Symbole. 13. Gegenseitiges Verständnis — Geberdensprache — Lautsprache. 14. Künstliche Zeichen — durch menschlichen Willen — natürliche Zeichen, die den Sprachlauten zu grunde liegen. 15. Bedeutung des Wortes — Wille eines einzelnen Menschen — das Verstehen — Anstrengung. 16. Wörter als soziale Zeichen — sozialer Wille. 17. Ankündigung des Unterschiedes im sozialen Willen. 18. Bedeutung als Gleichung. 19. Verbindung von Namen und Sache für wirklich gehalten. Aberglaube. Die richtigen Namen. 20. Verschiedene Sprachen — Dialekte — Sondersprachen. 21. Gemeinsames Ideensystem als Mitbedingung gegenseitigen Verständnisses — guter Wille. 22. Zeichen als Ideen — Lernen — Gewohnheit — das Natürliche. 23. Der Geist der Sprache ist sozialer Wille. 24. Definition des Individualwillens. 25. Wille als Ursache. 26. Vorausfühlen — vorausdenken — Grundzweck — Endzweck. 27. Fernere Klassifikation der Willensformen. 28. 6 Klassen. 29. Anwendung auf Zeichen. 30. Analogie des sozialen Willens. 31. Sitte — Gesetz. 32. Wesen der Sitte. 33. Sitte als Wille und als bloße Übung. 34. Herkommen — Brauch. 35. Sprachgebrauch — Wille in Gewohnheit. 36. Gewohnheitsrecht — Gesetzgebung. 37. Charakteristik des Gegensatzes. 38. Sprachgebrauch im Gewohnheitsrecht. 39. Gesetzgebung und Definition. 40. Freie Verfügung über den Sprachstoff. 41. Sprachgesetzgebung. 42. Wirkung der Wissenschaft auf die Sprache — wissenschaftlicher Sprachgebrauch. 43. Entwicklung individualer und sozialer Gewohnheit. 44. Natürliche Harmonie — Ursprung der Sprache. 45. Überlieferung durch Lehre — Autorität — Glaube. 46. Wort und Glaube — Vorbedeutung und Mitbedeutung. 47. Kunst des Redners. 48. Poetische Sprache — Metaphern u. a. Redefiguren. 49. Gegensatz von Volksglaube und Wissenschaft. 50. Einverständnis und Verabredung — Interpretation. 51. Verabredete Zeichen — verabredete Sprache — Schriftzeichen —

Derivativzeichen — konventionelle Rede und Lüge. 52. Konventionelle Sprache — Weltsprache — Geschäftssprache. 53. Freier sozialer Wille — Wissenschaft — Terminologie — Allgemeinvorstellungen und Begriffe — allgemeine und spezielle Namen — praktisches und theoretisches Interesse — Begriffsbildungen. 54. Abstrakte Begriffe — ihre Gegenstände — Maßstäbe — Vergleichung — Erkenntnis der Verhältnisse. 55. Definitionen — nicht Explikationen des Sprachgebrauchs — nicht bloß, was ein Name bedeuten soll — Beschreibung des ideellen Gegenstandes. 56. Andere Zeichen. 57. Analogie des Geldes — gemünztes und Papiergeld — Geldsurrogate — die Banknote. 58. Mannigfaltigkeit von Bedeutung — subjektive und objektive Bedeutung. 59. Gestaltungen des sozialen Willens in bezug auf die Bedeutung von Wörtern — Bedingungen des Verständnisses — Schriftsprache — Umgangssprache — Feiertagsgefühle. 60. Beurkundung — Kanzleistil — Lapidarstil. 61. Korrespondenz der Stufen — Balance des sozialen und individualen Prinzips — Phrasen — Auslegung — Begriffe — Kommentare 62. Fortsetzung der Geld-Analogie. 63. Wissenschaft als Form des sozialen Willens — Zeichen als Mittel — freie Übereinstimmung.

II. Philosophische Terminologie und ihre neuere Entwicklung.

64. Zustand der philosophischen Terminologie. — 65. Die Ursachen. — 66. Allgemeine Hemmnisse und historische Bedingungen. — 67. Alte Klage. — Bruch mit der Überlieferung. — 68. Physik und Chemie und ihre Terminologie. — Stellung der Naturwissenschaften zu Metaphysik und Logik — deren eigene Entwickelung — Ausdehnung des wissenschaftlichen Denkens — Mechanik — *more geometrico* — Definitionen — Meinung, daß dadurch der meiste Streit verschwinden müsse — die Philosophie der Aufklärung — Anklagen gegen die Sprache — Beziehung auf die 3 Begriffe des sozialen Willens — erste Anklage — Klassifikation der Organismen — Realismus und Nominalismus — künstliche Systematik und natürliche Ordnung — Konstanz der Arten — Biologie — künstliche Namen. 69. Zweite Anklage — moralische Meinungen und Begriffe — Billigung und Mißbilligung — Verstoß gegen die Sprache als moralischer Frevel — sozialer Wille der Öffentlichkeit — eigene Urteile jeder Gruppe — Anwendung der Namen — Bemühungen der Philosophen — Parteiansichten in den Systemen — diese selber sozialer Wille — Interesse der Gesellschaft und des Staates an rein wissenschaftlicher Bearbeitung der Moral — 70. Drittes Argument — metaphorische Ausdrücke — Wechselwirkung zwischen Bezeichnungen für physische und psychische Vorgänge — Bildersprache in der Psychologie. — 71. Historische Ursachen — Untergang der europäischen Gelehrtensprache — die nationalen Schriftsprachen — Freimeistertum der Philosophie — die deutschen Universitäten — Aneignung der rationalistischen Prinzipien. — 72. Das System Wolfs in lateinischer Sprache — Kant — Verfall der Gelehrtensprache im 19. Jahrhundert — die kleinen Nationen — Nachteile und Vorteile. — 73. Verfall der Schultradition — Annäherung der Philosophie an *common sense* — Schlagwörter — Vereinfachung der Ausdrucksweise — Locke über Gefahren unterhaltender Abhandlungen — auch heute Psychologie vielfach Tummelplatz des Witzes und der Phantasie — Wiederholung des Kampfes gegen die Universitätsphilosophie des 19. Jahrhunderts in Deutschland — Folgen für die Terminologie — Urteil Euckens — seither neue Belebung der

Philosophie durch die Geisteswissenschaften — Terminologie der neueren Psychologie. — 74. Hemmnisse in der Verschiedenheit des Denkens selber — Gleichheit der Sprache bei verschiedenem Denken an sich möglich — aber nicht, wenn der Gegenstand, den A bezeichnet, von B nicht gekannt oder nicht anerkannt wird. — 75. Geschichte der Terminologie als Reflex der Geschichte der Philosophie — die mechanistische Philosophie — Descartes — Klare und deutliche Begriffe — Ausscheidung des Nur-Denkbaren — des Möglichen — Spott über die scholastischen Begriffe — die Lebenskraft — Kraft — Energie — vitalistische Strömung in jüngster Zeit — Opposition gegen mechanische Deutung der Energie — richtige Einsicht und falsche Voraussetzung — die Welt erklärbar? — Hume — Spinoza — *ratio* = *causa* — das Unendliche — mechanische Bewegung allein real? — Bewegung als Größe — regulative Idee. — 76. Kritik des absoluten Wertes der mechanischen Prinzipien — Auflösung der Wirklichkeit in Dinge — Trennung von Subjekt und Objekt — naives Denken — Reflexion — wissenschaftliches Denken — kritische Besinnung gegen mathematischen Verstand — Dasein der Welt als einziger Prozeß — Entropie — Erklärung als Beschreibung. 77. Kritik des mechanistischen Rationalismus durch das ganze Jahrhundert — tieferes Studium des Lebens — philosophische Folgerungen — siegreiche Ideen — Bewegung, Veränderung, Werden — Leben als Reproduktion und Zerstörung zugleich — Wirklichkeit als Möglichkeit — regenerierte aristotelische Begriffe. 78. Bedeutung für Psychologie — gegen die cartesianische Auffassung — Entwicklungstheorie — Identität von Leib und Seele. — 79. Descartes und seine Gegner — Assoziations-Psychologie — Herbartianer — Klippe der Gefühle. 80. Unbefangene Selbsterkenntnis — Abstammungslehre — Gefühl und Leben. — 81. Streit der Terminologien — Schwierigkeit — Intelligenz Wesen der Seele? — Begriffe, die das Leben bezeichnen, kommen nicht zu gehöriger Geltung — 82. Lehre vom Willen — Einheit des Lebensgefühls — Scheidung — Funktionen — Bedeutungen des Wortes Wille im Sprachgebrauch — Wille und Intelligenz — Instinkt — gemeinsames der Ideen — Beziehung auf die Zukunft — mannigfache Auffassung im Anschluß an die Sprache. — 83. Was Wille sei? — Zustand, den jeder kennt? — keine Definition möglich? — James und Wundt — die Physiologen — Huxley und die Materialisten — Unterschied von Identitätspsychologie — die einzig wichtige Aufgabe — eigene Begriffsbildung — individualer und sozialer Wille. — 84. Nebenursachen — Beschaffenheit der Gegenstände der Psychologie — praktische Interessen — Verachtung der Philosophie — Abschaffung der Metaphysik — eigentlicher Sinn der »Ontologie« — Wolf — Kants Kritik — Hegel — das Allerheiligste — die drei System-Philosophen nach Hegel — 85. Hemmungen des Fortschritts — Münchener Reden. 86. Gespensterfurcht — unklares und falsches Denken — Verantwortlichkeit. 87. Philosophie im höheren Unterricht und im öffentlichen Leben. — Vorlesungen — Geschichte der Philosophie — Autorität? — Philosophie als Vagabundin.

III. Die Richtungen der Reform.

88. Hauptrichtung. 89. Internationaler Charakter der Philosophie. 90. Weltverkehr — Kongresse — Ausgleichung. 91. Weltsprache — wissenschaftliches Bedürfnis — Wilkins — Descartes — Leibniz. 92. Utopische Ideen. 93. Richtungen des Strebens — geometrische Darstellung von Begriffen. 94. Beispiele —

Prototype. 95. Autoritative Stelle — eine internationale Akademie. 96. Forschung und Lehre — Schrift- und Gedankensprache. 97. Das philosophische System — Modellbegriffe. 98. Andere Utopien realisiert — internationale Probleme — soziale Frage — Statistik — Wirkung auf Bestimmung von Begriffen. 99. Hoffnungen und Fortschritte.

Additamente.

I. (Resumé.) Streit über Worte — Verabredungen, Verträge — die Sprache — Sprachinseln — die Sachen — das Bedürfnis — die wirklichen Differenzen — Psychologie und Soziologie — Begriffe in den Wissenschaften — Wirkung auf Phantasie — Metaphern — Unterscheidung empirischer und rationaler Begriffe — Maßstäbe — soziale Gültigkeit — Unterschied des Bildens und Benennens von Begriffen — nichts zu entdecken, sondern zu statuieren — Anregungen von außen — Herbeiführung eines Reiches der Ordnung. II. (Auseinandersetzung mit einer Kritik.) Die Idee einer allgemeinen Reform der Ausdrucksweise — Bedeutung für Wissenschaft — Schädlichkeit beabsichtigter Mißverständnisse — unfreiwillige — Wert pädagogischer Einflüsse — Bedeutung und Ausdruck — die Analogie des Geldes gerechtfertigt — Metaphern und Analogien — Gefahren — der ernste Wille zum Verstehen — das Reale — eine internationale Ratbehörde — die allgemeine Sprache. III. (Was ist Bedeutung?) — Sinn, Bedeutung, Hochsinn — Dienstbarkeit des Gedankens — unentwickelter Zustand der Sprache — plastische Sprache — Dunkelheit — Deutungen — Übertragungen — die Schemata — das Warum? und die Erziehung — Schaffen, Denken, Leben — der Planet, das Sonnensystem, der Kosmos.

1. Wir nennen einen Gegenstand (A) Zeichen eines anderen Gegenstandes (B), wenn die Wahrnehmung oder Erinnerung A die Erinnerung B zur regelmäßigen und unmittelbaren Folge hat. Als Gegenstand verstehen wir hier alles, was in eine Wahrnehmung oder Erinnerung eingehen kann, mithin sowohl Dinge als Vorgänge. Wahrnehmung ist alle Auffassung durch Sinne; Erinnerung umfaßt außer Reproduktion von Wahrnehmungen Reproduktion aller anderen Empfindungen, sofern sie einen Gegenstand oder doch einen als Gegenstand setzbaren Inhalt haben. Menschliche Erinnerung ist gleich Denken. Denken, wie es hier verstanden wird, ist selber zum größten Teile Erinnerung an Zeichen und durch Zeichen an andere, bezeichnete Dinge. Wahrnehmungen und Erinnerungen werden im Folgenden gelegentlich unter dem Namen »Ideen« zusammengefaßt, welcher Name aber auch Gefühle mitbezeichnen kann.

2. Einige Zeichen sind natürliche Zeichen, d. h. solche, bei denen jene Folge durch das natürliche Verhältnis zwischen Zeichen (A) und Bezeichnetem (B) begründet ist. Natürliche Verhältnisse dieser Art sind mannigfach. Sie lassen sich aus einem idealen Falle ableiten, der jene Folge als von selbst verständlich erscheinen läßt: aus dem Falle der Identität von A und B, von Zeichen und Bezeichnetem. Diese Identität kann 1. im Erkenntnisakte des wahrnehmenden Subjektes vorhanden sein; dann ist B in keinem Sinne ein anderes Ding und der Satz, daß A Zeichen von B sei, sagt nichts anderes, als daß die Wahrnehmung oder Erinnerung eines Gegenstandes die Erinnerung seiner selbst zur regelmäßigen und unmittelbaren Folge hat; von der Erinnerung ausgesagt, bedeutet er nur, daß sie eine gewisse Dauer hat, die als eine Reproduktion ihrer selbst begriffen werden kann; von der Wahrnehmung ausgesagt ist er insofern wahr, als Wahrnehmung nicht ohne Erinnerung stattfinden kann, — ein Urteil, dessen Richtigkeit

hier vorausgesetzt werden muß; dadurch aber wird der Satz auf das erste Stück der Alternative (daß er von der Erinnerung ausgesagt wird) zurückgeführt; Identität aber ist für ein wahrnehmendes oder denkendes Subjekt die Ununterscheidbarkeit; 2. ist die Identität im Erkenntnisakte des wahrnehmenden Subjektes nicht vorhanden und doch durch einen Gedankenprozeß erkennbar. Das ist — nach einer philosophischen Lehre, deren Richtigkeit hier, gleichfalls, für den Zweck dieser begrifflichen Einteilung, vorausgesetzt werde — die Identität des lebenden Organismus mit der (ihm nach gewöhnlicher Auffassung innewohnenden) Seele, in anderem Ausdrucke: organischer »äußerer« — Bewegungen mit den darin sich ausdrückenden — »inneren« — Empfindungen und Gefühlen. Für Wahrnehmung sind, ihrem Begriffe nach, Empfindungen und Gefühle (im Folgenden werden diese unter Empfindungen mitbegriffen) nicht als Gegenstände vorhanden — sie sind unwahrnehmbar; dagegen sind alle körperlichen Bewegungen wahrnehmbar; in Wirklichkeit jedoch werden die meisten Bewegungen des lebenden Organismus nicht wahrgenommen, nur einige solche Bewegungen, die auch „Ausdrucksbewegungen" genannt werden, sind regelmäßige Gegenstände der Wahrnehmung.

3. Wenn aber Empfindungen und Bewegungen als identisch gedacht werden, so folgt, daß die Auffassung solcher (äußerer organischer) Bewegungen in Wirklichkeit zugleich Auffassung von Empfindungen, wenn gleich in völlig unbestimmter Weise, ist; und dem entspricht es, daß zwischen organischen Wesen Mitempfindung stattfindet und daß für sinnlich wahrnehmende Subjekte diese in einem ungeteilten Akte mit sinnlichen Wahrnehmungen (in der »Intuition«) sich vollzieht. In solchen Fällen, z. B. wenn durch die Stimme des Jungen Mitempfindung seines Hungers in das Muttertier übergeht, kann man sagen: der Schrei ist Zeichen der mit ihm identischen Empfindung des Hungers, und wenn man jenen ungeteilten Akt der Intuition in die zwei: Wahrnehmung (des Tons, d. h. einer Bewegung) und Mitempfindung (einer Empfindung) zerlegt, so ist die regelmäßige und unmittelbare Folge von selbst verständlich, d. h. aus jener Identität erklärbar. Je mehr aber in Wirklichkeit die Erkenntnistätigkeiten sich abschnüren von der Gesamtmasse der Erlebnisse, d. h. der psychischen Tatsachen, desto mehr tritt es hervor, daß Ausdrucksbewegungen Zeichen der (im Grunde mit ihnen identischen) Empfindungen werden, d. h. nach unserer Definition, daß die Wahrnehmung oder Erinnerung solcher organischen äußeren Be-

wegungen Mitempfindung d. i. Erinnerung einer Empfindung zur regelmäßigen und unmittelbaren Folge hat.

4. Aus Mitempfindung aber wird Nachempfindung, endlich die »diskursiv« vollzogene daher dem Irrtum um so eher ausgesetzte Schlußfolgerung. Der Schluß von der Ausdrucksbewegung auf den »Willen« bleibt immer der Intuition um so näher, je mehr beide auf unzweideutige Art miteinander verbunden sind, und das ist um so stärker der Fall, je weniger ein spezifisch menschlicher, »vernünftiger« Wille vorhanden oder entwickelt ist; so daß alsdann, was objektiv als Zeichen begriffen werden kann, tatsächlich und subjektiv von dem es Empfangenden (Verstehenden) als die Sache selber aufgenommen wird, oder doch in Vermischung: zugleich als die Sache und als deren Zeichen. So empfängt und versteht der Despot die Prostration zugleich als die tatsächliche gewollte Unterwerfung und als deren Zeichen; in diesen und vielen ähnlichen Fällen läßt sich beobachten, wie aus der Sache selber das Zeichen entsteht, oder doch sich davon ablöst, d. h. das bloße Zeichen, das nicht mehr zugleich die Sache selber ist, obgleich diese anfänglich sogar Haupt-Sache war. Das Schlachten des Opfertieres ist ursprünglich ganz eigentlich gemeint: als Ernährung der abgeschiedenen Geister; zugleich soll es für diese Zeichen des Gedenkens, der Furcht und Pietät ihrer Angehörigen sein; allmählich wird es dann zum bloßen Zeichen dieser Gesinnung, auch in der Meinung der Opfernden; der Zweck wird zum Mittel und das Mittel wird mehr und mehr selbständig gegen den Zweck, d. h. mehr und mehr von ihm verschieden.

5. So ist oder wird im allgemeinen für wahrnehmende Subjekte organische äußere Bewegung Zeichen von Empfindung und Gefühl; und dies wird auch, da das natürliche Denken metaphorisch ist, d. h. Unwahrnehmbares in sinnliche Bilder übersetzt, so ausgedrückt: Äußeres Zeichen des Inneren, als ob die Seele räumlich im Leibe vorhanden wäre, beide also Teile eines wahrnehmbaren Ganzen; womit dieser dem Begriffe unmittelbar angehörige Fall durch die Sprache (die das natürliche Denken ausdrückt) auf einen ferneren, aus der Identität ableitbaren, zurückgeführt wird.

6. Der nächste Fall aber, der an der Identität gemessen werden kann, ist die sinnlich wahrnehmbare Ähnlichkeit eines Dinges mit einem andern, deren Vollkommenheit als Gleichheit bezeichnet wird. So ist ein Bild Zeichen des Originals, und zwar um so mehr, d. h. hat die Erinnerung an das Original um so regelmäßiger

und unmittelbarer zur Folge, je ähnlicher es ist, oder je mehr es sich der Gleichheit nähert. So ist aber selbst der Schatten noch durch seine Ähnlichkeit natürliches Zeichen eines Gegenstandes, so die Spur des abgedrückten Fußes usw.

7. Andererseits kann aus dem Falle der Identität abgeleitet werden, daß der Teil natürliches Zeichen des Ganzen ist. Denn es ist das Wesen der Erinnerung zu ergänzen: dies beruht zuletzt auf den Gesetzen der Übung und Gewöhnung, die wiederum materiell gedacht spezielle Fälle des »kleinsten Kraftmaßes« sind, psychologisch aber den Trieben der Selbsterhaltung (dem Willen zum Leben) entspringen: je tiefer und enger eine Wahrnehmung oder Erinnerung mit diesen Trieben verknüpft ist, desto leichter, rascher, häufiger wird sie reproduziert; es genügen um so mehr, um die Vorstellung eines Ganzen als gegenwärtigen zu erregen, Wahrnehmungen von Stücken eines solchen Ganzen; die Ergänzung wird dagegen um so schwieriger, daher um so mehr in Form eines Schlusses vollzogen, je geringer — kleiner oder weniger charakteristisch — das Stück im Vergleiche zum Ganzen ist.

8. Ebenso nun ist das Stück natürliches Zeichen eines anderen Stückes, insonderheit des benachbarten, im Raume und in der Zeit; daher kann jedes Antezedens Zeichen eines Konsequens werden und umgekehrt: etwas Äußeres Zeichen von etwas Innerem usw.

Zeichen ist, was als Zeichen wirkt.

Hier ist so viel Mannigfaltigkeit, wie in den Tatsachen der Ideen-Association überhaupt, die bekanntlich auf wenige Grundregeln zurückgeführt werden. Mit Recht wird gelehrt, wenn auch noch nicht in definitiver Gestalt, daß schon für den Prozeß des einfachsten Erkennens, insbesondere der räumlichen Anordnung von Empfindungen als Wahrnehmungen eine für die andere zum »Zeichen« wird, indem uns durch den Übergang — unbewußte Folgerungen — vom Bekannteren auf minder Bekanntes jene Leistung des Gedächtnisses möglich ist, die wir als Orientierung verstehen. Ferner sind aber auch alle höheren Arten des Erkennens als Vergleichungen — Identifikation, Unterscheidung, Folgerung — an »Merkmale« gebunden, die zur Erwägung, zur Erwartung und zur Gewißheit führen. Das Urteil gründet sich auf Zeichen.

9. Natürliche Zeichen erscheinen entweder in dem von menschlichem Wollen unabhängigen Naturverlaufe oder sie werden von Menschen »gemacht«, »gegeben«, »gebildet«, und diese wiederum sind entweder (als solche, nämlich als Zeichen) unwillkürlich oder

werden zu dem Zwecke gemacht, etwas zu »bezeichnen«, sollen etwas bezeichnen. Ein gemachtes Zeichen ist entweder bestimmt dem, der es macht, selber für seine zukünftige Erinnerung zu dienen, oder es soll Anderen dienen für gegenwärtige oder zukünftige Erinnerung.

10. Unwillkürliche Zeichen sind oder werden alle menschlichen Ausdrucksbewegungen für die sich in ihnen ausdrückenden psychischen Zustände; sie, jene Zeichen, bewegen sich zwischen dem, was auch wider den Willen oder Wunsch an einem (z. B. Erröten, Erblassen) und von einem aus geschieht (sogen. Reflexbewegungen, z. B. Zusammenfahren, Stirnrunzeln), daraus ergeben sich »verräterische» Zeichen, die noch ganz dem unabhängigen Naturverlaufe angehören; und auf der andern Grenze solchem, was, obgleich als Zeichen unwillkürlich, doch gleichsam die volle Zustimmung des Subjektes hat, z. B. der Jubel und das in die Armefliegen beim Empfange des Geliebten.

11. Ausdrückliche Zeichen zu machen ist oder wird notwendig für den, der seine Empfindungen und Gefühle mitteilen will, insbesondere seinen Wunsch, daß ein anderes Wesen etwas tun oder unterlassen möge. Zeichen, die in diesem Sinne gemacht werden, können auch von vielen Tieren verstanden werden; dahin gehören vorzüglich Töne und Geberden, aber auch Wirkungen auf das allgemeine Sinnesorgan der Haut, angenehme und unangenehme.

12. Vorzugsweise auf gemachten Zeichen beruht der für das gesamte Kulturleben der Menschheit unendlich wichtige Gebrauch von Zeichen verschiedener Art. Gemeinsame Empfindung, gemeinsames Denken und Glauben gibt sich im Gebrauche von Zeichen kund, auch wenn diese keinen anderen Zweck haben, als eben der Stimmung und Übereinstimmung Ausdruck zu verleihen, »Symbole« der Gemeinschaft zu sein.

13. Die meisten Zeichen dieser Art dienen aber auch zum gegenseitigen Verständnisse und werden um so leichter verstanden, je mehr sie natürliche Zeichen des Willens sind, der durch sie »sich äußert« oder »sich offenbart«. Da ist denn die Wirkung auf das Gesicht (»Geberdensprache«) weit größerer Mannigfaltigkeit fähig als die Wirkung auf das Gemeingefühl, die Wirkung auf das Gehör aber (»Lautsprache«) übertrifft wiederum jene in viel höherem Maße durch die Bildsamkeit des Materials, in dem die Zeichen gleichsam geprägt werden. Zunächst freilich ist die Entwicklung der Geberdensprache leichter, weil sie eben über mehr natürliche

Zeichen verfügt, und so wird sie in früheren Phasen menschlicher Entwicklung nur unterstützt durch die Lautsprache, ein Verhältnis, das später sich umkehrt, bis endlich die schriftlich fixierte Lautsprache allein durch sich selber wirkt und auch die Erklärung, die der Redende durch Modulation der Stimme seinen Worten mitgibt, entbehren muß. Im gleichen Verhältnisse entwickelt sich im ganzen der Fortgang von sinnlichen und einzelnen zu gedanklichen und allgemeinen Mitteilungen.

14. Denn aus artikulierten Lauten entsteht fast ausschließlich die ganze andere Gattung von Zeichen, die wir als künstliche Zeichen den natürlichen Zeichen gegenüberstellen. Hier ist kein natürliches Verhältnis oder Band mehr zwischen Zeichen und Bezeichnetem, sondern allein menschlicher Wille stellt das Verhältnis der Ideen-Association her, wodurch das Wort Zeichen des Dinges wird, ebenso das Verhältnis, wodurch die Schrift Zeichen des Wortes, die Einheit des Buchstabens Zeichen der Einheit des Lautes wird Die Abscheidung künstlicher von natürlichen Zeichen ist aber ein Prozeß, der allmählich und in unmerklichen Übergängen fortschreitet: das Gedächtnis muß sich an immer unnatürlichere, folglich unbequemere Zeichen gewöhnen, die jedoch für die menschlichen Zwecke Erleichterungen sind, weil die natürlichen Zeichen nicht ausreichen oder einen viel größeren Aufwand von Arbeit kosten würden, um in genügendem Maße ausgebildet zu werden. Die natürlichen Zeichen, die den Sprachlauten zu grunde liegen, sind teils unwillkürliche Ausdrucksbewegungen der vokalen Organe, teils Nachahmungen, d. i. Abbildungen gehörter und bekannt gewordener Töne, zum Teil endlich nach Prinzipien der Analogie und des Kontrastes gebildete Versuche, die Eindrücke von Gegenständen wieder zu geben, die dann, durch relativ zufällige Umstände begünstigt, sich erhalten haben, d. h. in eine mehr oder minder feste Verbindung mit den Ideen (Wahrnehmungen oder Erinnerungen) der Gegenstände gekommen sind.

15. Ein gewisses Wort hat eine gewisse Bedeutung, d. h. es ist Zeichen eines gewissen (wahrnehmbaren oder denkbaren) Gegenstandes, nach dem Willen eines oder mehrerer Menschen. Wenn nach dem Willen eines Menschen, so versteht entweder er nur allein das Zeichen, dann ist es ein individuelles Zeichen, oder es wird auch von Anderen verstanden, alsdann ist es ein soziales Zeichen. Auch hier sind Übergänge vorhanden. Verstehen ist selbst eine Art des Wollens, ist der Wille der Anerkennung, der Annahme, d. h. Aneignung, und so wird gemeinsames Verstehen einem gemeinsamen Besitze

ähnlich. Durch das Verstehen wird also aus dem individualen ein sozialer Wille. Je weniger aber das Wort soziale Geltung hat, desto mehr bedarf es für das Individuum der Anstrengung, sich verstanden zu machen; den Sinn, den er dem Worte geben will, unterstützt er dann durch natürlichere Zeichen: Töne und Geberden.

16. Wesentlich und nach dem Gesetze ihrer Entwicklung sind aber Wörter soziale Zeichen, und der soziale Wille, der in ihnen sich ausdrückt, ihnen ihre Bedeutung gibt und darüber entscheidet, ist, wie aller sozialer Wille, von mannigfacher Art.

17. Hier muß vor allem der tiefe Unterschied vorausbedeutet werden zwischen sozialem Willen, der auf natürliche Art sich gebildet hat, und solchem, der auf bewußte Art gemacht wird. Aus diesem Unterschiede entspringt der Grundunterschied des Sinnes, worin ein Wort etwas bedeutet. Ehe wir jedoch dies in eingehender Weise betrachten, möge eine allgemeine Erörterung vorausgehen.

18. In jedem Falle ist die Bedeutung eine Art von Gleichung: ein Wort ist gleich einem oder mehreren anderen Worten, durch die es erklärt wird und ist so, mittelbar oder unmittelbar, gleich dem Gegenstande einer Wahrnehmung oder Erinnerung. Diese Gleichungen aber werden im Allgemeinen nicht als etwas Gewolltes gedacht, sondern als etwas Wirkliches, das man also kennt oder nicht kennt, über das man richtiger oder falscher Meinung sein kann; man weiß oder weiß nicht, was ein Wort bedeutet. d. h. wofür es das Zeichen ist; wie ein Ding »heißt«, d. h. durch welches Wort es bezeichnet wird. Die Frage, aus welcher Ursache etwas so oder so heiße, liegt zunächst so ferne, wie die Frage, aus welcher Ursache etwas grün oder blau sei.

19. So sehr wird in jedem Kreise von Menschen das für wirklich gehalten, d. h. dem Natürlichen gleich, was Alle kennen (oder doch erfahren können); woran deshalb Alle sich gebunden fühlen; die Verbindung von Namen und Sache wird so fest, daß sie als notwendig empfunden und gedacht wird. Der Name gilt als zur Sache gehörig, und wie ein Bild oder Schatten in mystischem Zusammenhange mit ihr. Dies dann in besonderer Weise bei den Namen von Personen, so daß man fürchtet, wer den Namen wisse, erlange Gewalt über Leib und Seele; daher die Sorge, den Eigennamen zu verhehlen, die Scheu, den Namen Verstorbener auszusprechen, um ihre Ruhe nicht zu stören und viel verwandter Aberglaube. Sogar in der Philosophie wird die Meinung nicht leicht überwunden, daß irgendwelche Namen den Dingen von Natur

(φύσει) zukommen, und die christlichen Denker statuieren, daß Adam den Dingen die richtigen Namen beigelegt habe: noch im Anfange des XIX. Jahrhunderts gelangt die Lehre zu neuer Geltung, daß aus dem Hebräischen als der Ursprache alle Sprachen abzuleiten seien. Ja, noch heute gibt es berühmte Autoren, die den Besitz der Sprache, also eines ausgebildeten Systems von Lautzeichen, für eine absolute Kluft zwischen Menschen und Tieren halten; eine Theorie, die zu ihrer Ergänzung nur der anderen bedarf, daß eine neue absolute Kluft zwischen Menschen, die das Zeichensystem einer Buchstabenschrift besitzen und solchen, die es nicht besitzen, aufgetan sei, so daß jene nicht von diesen abstammen können.

20. Nun aber weiß man doch, daß es verschiedene »Sprachen« der Menschen gibt, und versteht darunter die Gesamt-Systeme von Lautzeichen, die in einer gewissen Menge von Menschen, in einem Volke oder in verwandten Völkern verstanden und gebraucht werden. Die Tatsache, daß innerhalb einer solchen Menschenmenge kleine Gruppen wiederum sich unterscheiden, teils und hauptsächlich in bezug auf die Lautformen oder die »Aussprache« der gleichen Wörter, teils durch eine gewisse Zahl abweichender, eigentümlicher Wortzeichen, wird dadurch ausgedrückt, daß man innerhalb einer Sprache verschiedene »Mundarten« oder »Dialekte« als vorhanden hinstellt. Tatsächlich kommen in jeder größeren oder kleineren Gruppe von Menschen, die zusammen leben und gemeinsame Angelegenheiten haben, besondere Wörter vor, die regelmäßig gebraucht werden und oft so massenhaft und auffallend sind, daß man wieder von einer besonderen »Sprache«, der Studentensprache, Schiffersprache, Gaunersprache u. dgl. redet. Auch gibt es nicht selten in engsten und kleinsten Gruppen, als zwischen Ehegatten oder Geschwistern, eine eigene Sprache, d. h. zahlreiche Namen von Dingen, die sie allein verstehen oder gebrauchen, die sie oder die einer von ihnen »erfunden« hatten, sei es nun ein beliebiger, sonst bedeutungsloser Laut oder ein sonst etwas anderes bedeutender, oder ein Laut, der sich an einen so bekannten anlehnt.

21. In Wahrheit ist zum gegenseitigen Verständnis eben so sehr ein gemeinsames Ideen-System, wie ein gemeinsames Zeichen-System notwendig, ja in höherem Grade, denn wenn die Ideen vorhanden sind, so werden Zeichen leichter und rascher erworben, also auch zum Ersatze gewonnen, während die Kenntnis von Zeichen nichtig ist ohne Kenntnis der Ideen, worauf sie zu beziehen sind, und diese Kenntnis ist viel schwerer zu erwerben oder zu ersetzen,

zumal wenn es nicht mehr um wahrnehmbare, sondern nur noch um denkbare Gegenstände sich handelt. Darum ist die Tatsache, daß zwei Menschen dieselbe Sprache reden, keineswegs Garantie dafür, daß sie einander in weitem Umfange verstehen. Hier kommt außer der Fähigkeit von Wahrnehmungen (dem Blinden redet man umsonst von Farbe), Vorstellungen, Abstraktionen sogleich das ganze Gebiet spezieller technischer und wissenschaftlicher »Begriffe« in Frage, deren Namen nicht nützen ohne Vertrautheit mit den Objekten. Zum intimen Verständnisse gehört aber endlich, zumal wo es um nur subjektive Gefühle und Erfahrungen sich handelt, auch ein entschiedener (»guter«) Wille des Verstehens, daher eine lebhafte Sympathie, sofern diese nicht durch Interesse, d. h. durch einen Gedanken, dem das Verstehen Mittel zu anderem Zwecke ist, ersetzt wird. In jedem Falle ist das Verstehen dessen, was ein anderer gemeint hat, als Reproduktion eine Art von Kunstleistung, die mehr oder minder gelingt, deren Gelingen wahrscheinlicher wird durch Aufmerksamkeit und Übung, aber auch durch Kenntnis von Regeln, nach denen teils aus der Erscheinung (dem angewandten Zeichen), teils aus begleitenden Erscheinungen (z. B. der Betonung) auf die wirkliche Meinung dessen, der diese mitteilen will, geschlossen werden darf. Je nach dem genügt zum Verstehen ein für alle außer dem Verstehenden unverständliches Stammeln oder Lallen, oder ist eine lange Lehrzeit und selbst für den Gelehrten noch eine in vielen verwickelten Sätzen vollzogene Entfaltung eines Gedankens notwendig.

22. Also setzt nicht blos gegenseitiges, sondern auch einseitiges Verständnis gemeinsam-gleichartige Kenntnis von Ideen und von Zeichen voraus; Zeichen sind selber Ideen und ihre Verbundenheit mit den bezeichneten Ideen ist das, was vorhanden sein muß, um ein Verstehen möglich zu machen. Diese Verbindung kann, sobald andere als natürliche Zeichen verstanden werden sollen, nur erworben werden durch Lernen, d. h. durch zunehmende und sich befestigende Erfahrung, die wesentlich auf eigene Faust oder wesentlich durch Hilfe anderer gewonnen wird; in jedem Falle ist durch eigene Übung und damit sich bildende Gewohnheit die Entwickelung jener Ideen-Assoziationen bedingt, die als gewohnte gekannt werden und ein (wenn auch latent bleibendes) Wissen involvieren. Das Gewohnte aber und Bekannte wird als natürlich empfunden und gedacht, daher von dem naiven Geiste die Frage nicht leicht aufgeworfen, warum denn der Gegenstand diese Namen oder das Wort

diese Bedeutung habe, oder aber gleich ähnlichen Fragen nach dem Ursprunge von Handlungsweisen, Gebräuchen usw. durch Hinweisung auf die Übereinstimmung und auf die Überlieferung von den Vorfahren her, beantwortet. Die Gewalt der Tatsache, als einer für wirklich und natürlich gehaltenen, wird freilich dadurch abgeschwächt, daß es viele Sprachen gibt und daß es nur »in« dieser »unserer« Sprache so ist — denn hierdurch wird der Gedanke darauf hingelenkt, Bedeutung oder Namen als zufällig, anstatt als notwendig anzuschauen, als durch menschlichen Willen gesetzt, daher auch veränderlich (νόμῳ) anstatt als natürlich und unabänderlich (φύσει) sie zu begreifen. Aber die einzelne »Sprache« erscheint nun als ein Wesen von natürlicher oder übernatürlicher Art, sie hat einen »Geist«, man bedient sich ihrer als eines lebendigen Werkzeuges, ihrer, der ganzen, die als Ganzes sich darstellt, weil durch sie, d. h. wenn man sie gebrauchen will, die einzelnen Wörter in folgerichtiger, dem Belieben entrückter Weise zusammenhängen und also vorgeschrieben, geboten sind, so daß man sie anwenden muß; dazu »Regeln« für ihre Zusammensetzung, die man nicht »übertreten« darf, ohne sich eines falschen, verkehrten, unverständlichen oder doch unschönen Redens schuldig zu machen.

23. Der Geist der Sprache, das ist eine der Gestalten, in denen das erkannt wird, was wir als sozialen Willen definieren. Die Natur des sozialen Willens zu erkennen ist notwendig, um den verschiedenen Sinn zu analysieren, worin von Wörtern oder anderen sozialen Zeichen gesagt werden kann, daß sie »Bedeutung« haben. Darum haben wir die Unterscheidung vorausgeschickt zwischen sozialem Willen, der auf natürliche Art sich gebildet hat, und solchem, der auf bewußte, wir dürfen sagen willkürliche Art gemacht wird. Als sozialen Willen überhaupt verstehen wir den für eine Mehrheit von Menschen gültigen, d. h. ihre Individual-Willen in gleichem Sinne bestimmenden Willen, insofern als sie selber als Subjekte (Urheber oder Träger) dieses ihnen gemeinsamen und sie verbindenden Willens gedacht werden.

24. Als individueller menschlicher Wille aber wird hier begriffen jede bestehende Verbindung von Ideen (Gedanken und Gefühlen), welche für andere sich bildende Verbindungen von (ebensolchen) Ideen erleichternd, beschleunigend, oder erschwerend und hemmend wirkt (sie wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher macht).

25. In diesem Sinne kann menschlicher Wille als Ursache menschlicher Tätigkeiten oder bewußter Unterlassungen gedacht

werden; denn Tätigkeiten und bewußte Unterlassungen sind psychologisch verstanden nichts als Sukzessionen von Ideen.

26. In jenen kausalen Ideenverbänden sind aber die relativ konstanten Elemente die Gefühle (die Bejahung oder Verneinung), die relativ variabeln die Gedanken. Das Verhältnis dieser zu jenen muß daher Prinzip der Einteilung und der Klassifikation bilden. Dies Prinzip liegt der Dichotomie des individualen wie des sozialen Willens zu Grunde. Natürlich nennen wir den Willen, in dem die Gefühle, künstlich den Willen, in dem die Gedanken überwiegen. Das heißt: die Beziehung auf Tätigkeiten (um so kurz zu sagen), in denen Wille überhaupt sich »äußert« oder »verwirklicht«, ist in einem Falle mehr vorausgefühlt — man kann dies auch ausdrücken: als objektiv vorhandene Tendenz empfunden —, im anderen mehr vorausgedacht. Vorausgefühlt ist sie von Natur unbestimmt und entwickelt sich von allgemeinen zu besonderen Beziehungen. Vorausgedacht geht sie von einzelnen Bestimmungen aus und geht in allgemeinere über, die aus jenen zusammengesetzt werden. Aus diesem Gegensatze ergibt sich das charakteristische Merkmal: dort — im Gefühlswillen — Herrschaft des Grundzweckes; d. h. die Idee eines allgemeinen Gutes richtet Gefühle und Gedanken auf das besondere Gut; hier — im Gedankenwillen — leitet die Idee eines besonderen Gutes — des Endzwecks — alle übrigen Ideen und ordnet sie sich unter. Dort — um einen noch bestimmteren Kontrast herzustellen — »wird« dem Menschen seine Aufgabe, sein Beruf offenbar (oder ist ihm offenbar geworden): »das soll ich«; hier »macht« er sich einen Plan (oder hat ihn gemacht): »das muß ich«. Dort — um endlich an geläufige wissenschaftliche Begriffe anzuknüpfen — herrscht im Willen das Unbewußte, hier das Bewußte vor.

27. Die fernere, diese Einteilung kreuzende Klassifikation der Willensformen richtet sich nach der beiden Typen gemeinsamen Beziehung auf Tätigkeiten. Je nachdem nämlich darin, d. h. in der entsprechenden Sukzession von Ideen, das sinnliche Element (Empfindungen, Wahrnehmungen) oder aber das intellektuelle Element (Vorstellungen, Gedanken) überwiegt, ergeben sich je 2 Hauptformen, eine des Anfanges und eine der Vollendung; dazwischen aber legen wir die breite Masse, in der jene Elemente so vermischt angetroffen werden, daß sie in relativem Gleichgewicht sich befinden.

28. Es entstehen also 6 Klassen von Willensformen, deren jede aber in Unterabteilungen zergliedert werden kann. Wir benennen sie hier mit Buchstaben

WFs	WFsi	WFi
WDs	WDsi	WDi

Inwieweit diese begrifflich konstruierten Formen in der Wirklichkeit vorkommen oder mit solchen, die in der Wirklichkeit vorkommen, sich decken, bleibt hier außer Frage; darum auch, ob es möglich ist, sie mit Worten, die sonst üblich sind, zu bezeichnen.

29. Ein Gegenstand (A) wird durch individualen, z. B. meinen Willen Zeichen eines anderen Gegenstandes (B), — dies ist, um den Gegensatz gegen natürliche Zeichen darzustellen, das nächste Problem. Auf den einfachsten und rationalen Ausdruck gebracht, heißt es: ich will bei Wahrnehmung von A — obwohl sie mit B in keinem natürlichen Zusammenhange steht — an B denken. Dieses »ich will« kann aber (im Deutschen auch sprachlich) sowohl auf die gegenwärtige als auf die zukünftige Zeit sich beziehen, es kann auf eine einmalige oder gelegentliche, es kann auch auf eine regelmäßig zu wiederholende Erinnerung gehen. Die Erinnerung selber ist wesentlich an die Wahrnehmung oder nur an die Vorstellung gebunden, also mehr von sinnlicher oder mehr von intellektueller Art. Der Wille aber, der die Assoziation bildet oder in ihr sich darstellt, wird hier, nach dem gegebenen Schema, in seine Gestaltungen unterschieden. Auf der einen Seite stehen 2 »Erlebnisse«, die durch die »Gefühlsbetonung« des einen oder beider oder eines dritten miteinander verknüpft werden. Der Hoffende, Mutige, der z. B. in den Kampf zieht, »nimmt« leicht irgend ein zufälliges Ereignis als ein »gutes Zeichen« für sich (»accipio omen«) — die Idee des Sieges erregt ihn so, daß sie jede andere Idee sich assimiliert; jene Idee verbunden mit dem Wunsche ist hier der Wille. Die Verbindung aber zwischen Zeichen und Bezeichnetem ist hier nur lose und oberflächlich, sie entsteht und vergeht leicht mit der sinnlichen Wahrnehmung des Zeichens. Dauerhafter wird sie, wenn ein dauernder Wunsch, ein »Interesse« sie knüpft; zu Grunde liegt immer der »Wunsch« günstiger Erlebnisse, daher günstiger Zeichen; die Freude an jenen überträgt sich auf diese; daher »verweilt« Erinnerung eben so gern als Wahrnehmung bei ihnen. So gewöhnt sich der Schaffende, von Zufällen Abhängige, z. B. ein Landmann oder Schiffer, vielerlei Beobachtetes so mit den einzelnen Stadien seiner Tätigkeit zu verbinden, daß ihm regelmäßig die wiederkehrende Wahrnehmung zum günstigen oder ungünstigen Zeichen wird. Aus solchen Denkgewohnheiten setzt sich die ganze Masse des traditionellen Aberglaubens zusammen. Endlich kann man, durch eben

solche Willensmotive angestachelt, förmlich lernen, sei es von anderen oder durch eigene Erfahrung und Überlegung, Erlebnisse »sich zu deuten«, z. B. Träume, die mit zukünftigen Ereignissen in keiner natürlichen Verbindung stehen, aber in beliebigen Zusammenhang mit der Meinung darüber gebracht werden können. Hier wird denn die Erinnerung selber von ausgeprägt intellektueller Art, z. B. die durch eigenes Denken gewonnene »Überzeugung«, daß ein Traum von fetten Kühen glückliche Jahre bedeute. In allen diesen Fällen ist immer nur daran gedacht, wie etwas für ein Individuum durch seinen Willen zum Zeichen von etwas anderem wird. In Wirklichkeit haben oder gewinnen solche Zeichen zumeist auch eine soziale Bedeutung vor der individualen oder durch diese. Notwendig ist aber jene erst, wenn Zeichen soziale Gebrauchsgegenstände werden. — Auf der anderen Seite aber betrachten wir, daß der Wunsch einer bestimmten Erinnerung diese zum Zwecke und irgend etwas, das mit ihrer Idee vorher in Verbindung gebracht wird, zum Mittel macht, d. h. zur vorausgesetzten Ursache der Erinnerung; er kann ihr natürliches Zeichen dazu wählen oder ein sozial gültiges Zeichen, oder endlich — was uns hier allein angeht — ein nur für sich bedeutendes Zeichen mit jener Idee verknüpfen. Die Formen des Willens werden für den gegenwärtigen Zweck in genügender Weise durch Beispiele erläutert. 1. Ich mache mir ein Zeichen zu einmaligem oder gelegentlichem Gebrauch — z. B. einen Knoten ins Schnupftuch, um morgen an einen zu schreibenden Brief zu denken; Striche in ein Buch, um bei wiederholtem Lesen mich meines Gefallens oder Mißfallens zu erinnern. 2. Ich setze mir ein Zeichen zum bleibenden Gedächtnis, z. B. einen Stein auf meinem Acker, um mich immer daran zu erinnern, daß ich an dieser Stelle eine wichtige Nachricht empfing. 3. Ich erfinde mir ein Zeichen, um etwas dadurch wieder zu erkennen, d. h. mich zu erinnern, daß ein Gegenstand in einer gewissen Beziehung zu mir steht, z. B. mein Eigentum ist. So »zeichne« ich mein Vieh für eine Herde; wesentlich ist dabei die intellektuelle Gewißheit, es jederzeit aus der Herde als das meine aussondern zu können. Die individuelle Bedeutung des Zeichens geht hier leicht in eine ausschließende, d. h. in die »geheime« über. Das Zeichen soll entweder nur für mich verständlich oder nur für mich wahrnehmbar sein.

30. Um nun darzustellen, wie in analoger Weise sozialer Wille sich mannigfach darstellt, wollen wir von den ausgeprägtesten Haupttypen seiner beiden Gattungen ausgehen, deren Begriffe fast

auf vollkommene Art durch sprachlich anerkannte soziale Mächte gedeckt werden. Sogleich soll aber die Anwendung auf gültige Bedeutungen von Worten geschehen, die durch solche Mächte geschaffen werden.

31. Typus jener Kategorie ist die **Sitte**, Typus dieser Kategorie ist das **Gesetz**, in dem Sinne, in dem es gedacht wird, als aus Beratungen und Beschlüssen eines Einzelnen oder einer Versammlung hervorgehend (»statute law«).

32. Das Wesen der Sitte liegt in der tatsächlichen Übung, sie entspricht psychologisch dem, was am Individuum als Gewohnheit verstanden wird, sie heißt auch ausdrücklicher Weise Volksgewohnheit. Als Wille ist sie auf einfachste Art erkennbar durch allgemeinen Unwillen, oft auch Entrüstung, ja Abscheu, den ihre Verletzung erregt, aber auch durch die Redeformen, die aus dem allgemeinen Denken hervorgehen, als: die Sitte befiehlt, die Sitte fordert, die Sitte ist streng und unerbittlich usw.

33. In den Sprachen vermischt sich diese Auffassung der Sitte mit derjenigen einer nur objektiven Tatsache, der Gewohnheit als bloßer Übung, d. h. regelmäßiger Übung. Wer aber den »Geist« seiner Sprache kennt, bemerkt wohl, wie an einem inneren Akzente, ob von Sitte in dem einen oder in dem anderen Sinne gesprochen wird, wie man auch von dem sozialen Sinne noch einen individualen unterscheiden kann, der aber (im Deutschen) sich dadurch charakterisiert, daß er pluralisch geformt wird, und daß er nur der zweiten, objektiven Anwendung des sozialen Begriffes entspricht (»ein Mensch von lockeren Sitten«).

34. Synonyma des Wortes im sozialen Sinne sind (im Deutschen) »das Herkommen«, »der Brauch«: jener Ausdruck weist auf die Begründung durch Übung früherer Generationen und auf das Verbindliche dessen, was die Väter getan und für gut gehalten haben, hin; dieser (»der Brauch«) geht mehr auf die lebendige Praxis.

35. In Anwendung auf Bedeutungen der Wörter bildet die deutsche Sprache für den Begriff der Sitte das besondere Wort »Sprachgebrauch«, wobei weniger an die Überlieferung als an die tatsächliche Übung gedacht wird; allerdings ist er auch in hohem Maße durch jenes bedingt, wie denn der »herkömmliche Sprachgebrauch« besonders betont zu werden pflegt. Daß der Sprachgebrauch gleich anderer Sitte auch eine subjektive Seite hat, liegt bei einem so psychischen Akte wie dem Sprechen nahe zu gewahren; indessen ist das Objekt auch zu intellektuell, als daß Abweichungen

und Verfehlungen eigentlichen Unwillen erregen sollten; wohl aber gibt sich bei jedem Sprachkundigen andere Unzufriedenheit oder doch Ablehnung kund, oft nur als Komischfinden oder in minder ausgeprägten Fällen, einfach als Urteil, das etwas als falsch verneint, und als Wunsch zu berichtigen. Daß aber dem tatsächlichen Gebrauche, nach dem der Einzelne sich richtet, den jeder als »entscheidend« für die Bedeutung von Wörtern anerkennt, so etwas wie ein gemeinsamer, gleichgerichteter Wille zu grunde liegt, ist auch daraus ersichtlich, daß die Sprache als ein »Gut«, ein »nationales Erbe«, ein »heiliges Besitztum« aufgefaßt zu werden pflegt, dessen »Antastung« oft zu heftigen Rede- und Waffenkämpfen geführt hat und noch führt. »Wir wollen unsere Sprache sprechen«, was heißt das anders als: wir wollen diese Zeichen mit diesen Bedeutungen gebrauchen; der Wille des Gebrauchs involviert den Willen der Bedeutungen: daß diese nicht als mitgewollt gedacht werden, beruht auf schon früher angedeuteten Gründen. Es ist aber allgemein: in der Gewohnheit wird der Wille nicht erkannt obgleich er sich stark genug, zumal als Widerstand, darin kundgibt. Es schwebt immer die an sich richtige Schlußfolgerung vor: wenn dies durch meinen (unsern) Willen wäre, so könnte mein (unser) Wille es in jedem Augenblicke aufheben oder verändern. Falsch ist nur, was dabei stillschweigend vorausgesetzt wird, daß der (individuelle oder soziale) Wille etwas sei, was ohne zureichende Ursachen in jedem Augenblick entstehen könne. Tatsächlich gilt: je fester gewurzelt eine Gewohnheit, desto unwahrscheinlicher und schwieriger ist es, sei es durch fremden oder durch eigenen Willen, ihr entgegenzuwirken.

36. Durch Volksgewohnheit oder Sitte entstehen und wachsen als am tiefsten das Leben der Einzelnen berührend die sozialen Gebilde, die wir »Recht« nennen; Gesetzgebung vereinheitlicht diese mannigfachen Gebilde und macht Recht auf bewußte und planmäßige Weise. Jenes, das Gewohnheitsrecht, erscheint teils in Tatsachen, Meinungen, Sprüchen, mündlich oder schriftlich überlieferten Regeln, teils in der Praxis der Richter, dem Gerichtsbrauch, d. h. in regelmäßig oder nur einmal, in gegebenem typischem Falle, ausgesprochenen Urteilen. Diese, die Gesetzgebung, d. h. die zur

[1]) In den Sprachen sind jedoch Spuren dieser, der Psychologie fehlenden, Erkenntnis zu finden. Man denke an das griechische Wort ἐθέλω, wo die Identität direkt, und an das entsprechende deutsche »pflegen«, wo sie indirekt angedeutet wird.

Durchführung ihres Willens fähige soziale Macht versucht alle möglichen Fälle im Voraus zu denken, nach Erwägung der Angemessenheit für bestimmte Zwecke, Regeln aufzustellen, nach denen geurteilt, gerichtet werden soll.

37. Während Gewohnheitsrecht in großer Mannigfaltigkeit und zahlreichen Widersprüchen die Rechtssphären der Personen vielfach in Vermischungen und Kreuzungen und schwer lösbaren Gemeinschaften läßt, so ist Gesetzesrecht beflissen, die einzelnen Sphären scharf von einander zu trennen und gegen einander abzugrenzen, nichts gemeinsam zu lassen, als was aus dem individuell bestimmten Eigentum oder Rechte abgeleitet oder doch ableitbar ist. Gesetzesrecht ist, wo es in seinen eigenen Bahnen wandelt, so sehr als möglich rational. Sofern Gewohnheitsrecht in Sätzen oder Urteilen enthalten ist, folgt seine Sprache dem allgemeinen Sprachgebrauch, ist daher mit diesem vielfach unbestimmt und schwankend.

38. Im Gewohnheitsrechte liegt immer ein Sprachgebrauch eingeschlossen, durch den es sich expliziert. Es ist Sache des richterlichen Urteils, zu erkennen, ob eine Sache das und das sei, d. h. ob ein gewisser Name ihr zukomme, z. B. einem Getränke der Name Wein, einer Zutat dazu der Name Gift. Es wird geprüft, ob die Sache die Qualitäten habe, die der Sprachgebrauch mit dem Namen bezeichnen will, für seine Merkmale hält.

39. Gesetzgebung muß sich direkt mit der Bestimmung von Wortbedeutungen befassen. So wird im Strafrechte nicht alles, was im Volke und in gewöhnlicher Rede Betrug oder Diebstahl genannt wird, als Verbrechen dieser Art verstanden und mit Strafe bedroht; vielmehr werden Definitionen solcher Begriffe zu Grunde gelegt und als Maßstäbe der Bedeutung vorgeschrieben. Die neuere sozialpolitische Gesetzgebung und auf ihr beruhende Verordnungen können nicht umhin, Ausdrücke des täglichen Lebens, wie Fabrik, Arbeiter, Handwerker als Begriffe zu stempeln, d. h. ihnen feste, leicht erkennbare Grenzen zu geben; und zwar bestimmen verschiedene Gesetze, verschiedene Verordnungen diese Grenzen auf verschiedene Art; es heißt dann z. B. »Handwerker« im Sinne dieses Gesetzes ist . . . ., Arbeiter im Sinne dieser Verordnung usw.

40. Wie aber in weitem Umfange Gesetze die Normen des Gewohnheitsrechtes nur fixieren, ausdehnen oder einschränken, insbesondere aber sie vereinheitlichen, so auch die gesetzlichen Bestimmungen über Bedeutung von Wörtern. Oft aber geschieht diese auch ohne alle Rücksicht auf den Sprachgebrauch, ja diesem

entgegen: neue Begriffe werden gebildet und für diese neue Wörter geschaffen oder alten die neue Bedeutung gegeben; der Gesetzgeber verfügt frei über den Sprachstoff, hält es aber in der Regel für zweckmäßig, den Sprachgebrauch zu schonen, an den er tatsächlich auch vielfach gebunden bleibt, wo er sich nicht mehr gebunden fühlt.

41. Dem Sprachgebrauch, der so sehr die breite Masse des auf die Wortbedeutungen bezüglichen sozialen Willens enthält, daß man fast immer anstatt des Wortes (Sprachgebrauch) das Wort Sprache schlechthin anwenden kann, steht außer den genannten indirekten Fällen keine eigentliche Sprachgesetzgebung gegenüber. Indessen gibt es doch ein bedeutendes Analogon dazu durch die Tätigkeit der Grammatiker und Lexikographen, wenn diese mit einer gesellschaftlichen Autorität von Staatswegen ausgestattet ist, oder sich solche durch ihr eigenes Gewicht erwirbt; der Gesetzgebung näher im ersten Falle. Typisch dafür ist die französische Akademie, deren *Dictionnaire* die Sprache zu unifizieren und zu reinigen mit so grossem Erfolge unternommen hat; ein Satiriker nannte die hyperkritischen Urheber

»*souverains arbitres des mots*«.

Eine viel schwächere Analogie bietet der Einfluß von Schriftstellern, die als mustergültig anerkannt werden; wir werden ihm an einer anderen Stelle aufs neue begegnen.

42. In verwandter Art aber mit solchen Autoritäten und auch in vielfachen direkten Berührungen mit der Gesetzgebung verfährt und wirkt Wissenschaft auf die Sprache. Sie ist gesetzgebend für die Bedeutungen von Wörtern, die sie für ihre bestimmten Zwecke aus dem Sprachgebrauche ablöst und definiert, d. h. die Bedeutungen als sein- sollende setzt; auch ist ihr die Bildung von neuen — im Sprachgebrauche garnicht vorkommenden — Wörtern nicht fremd, die sie zugleich mit Fixierung ihrer Bedeutungen ins Leben ruft, sei es, daß sie die Wörter erfindet oder, wie in der Regel, einer fremden Sprache entlehnt. Die Bedeutungen selber kann sie wiederum entweder durch eben solche Kunstwörter oder durch natürliche Wörter ausdrücken, denen sie ihren gebräuchlichen Sinn gelassen oder einen neuen verliehen hat. Ihre volle Souveränität aber macht sie erst geltend, wenn sie ihre eigentümlichen Objekte schafft, d. h. unabhängig von dem was sonst vorgestellt und gedacht wird, Gegenstände konstruiert und diesen alte oder neue Namen beilegt. Ihre Worte gewinnen dann eine besondere Bedeutung.

Z. B. das Wort »Kreis« hat im Sprachgebrauche sonst mannigfache Bedeutung, durch Gesetzgebung wird das deutsche Wort Name eines künstlich abgegrenzten Verwaltungsbezirkes, für die Wissenschaft bedeutet es, und in jeder zivilisierten Sprache ein entsprechendes Wort, den Begriff eines in keiner Erfahrung vollkommen möglichen Dinges, nämlich einer geschlossenen Linie, die in jedem ihrer Punkte die gleiche Entfernung von einem Mittelpunkte hat: wo schon die Worte Linie und Punkt ebensolche spezifisch wissenschaftliche Bedeutung haben. Man nennt solches nun auch einen wissenschaftlichen Sprachgebrauch — im Sprachgebrauch. Wir aber unterscheiden und definieren hier, achten daher nicht des Sprachgebrauchs; dadurch selber ein Beispiel gebend der wissenschaftlichen Freiheit, Begriffe zu bilden und zu klassifizieren; einer Freiheit, die nur limitiert wird durch die Kritik ihrer Zweckmäßigkeit (wir gedenken daher, durch den Verlauf der Abhandlung unsere Idee zu rechtfertigen).

43. Wenn wir aber die soziale Gewohnheit, den Brauch, des näheren untersuchen, so findet sich, daß so etwas regelmäßig entsteht, wo ein Zusammenleben von Menschen auf den ihm am meisten natürlichen Grundlagen beruht. Wie sich individuelle Gewohnheiten am leichtesten und häufigsten aus ursprünglichen und starken Neigungen (Geschmäcken, Bedürfnissen) entwickeln, so entwickelt sich soziale Gewohnheit aus wechselseitiger und gemeinsamer Neigung. Alle Neigung offenbart, vielmehr vollendet sich in Tätigkeit, denn sie ist der Beginn solcher Tätigkeit. Aus der Stärke und häufigen Erneuerung der Neigung folgt eine häufige Wiederholung der entsprechenden Tätigkeit; diese wird subjektiv zur Gewohnheit, wenn durch die Häufigkeit selber die Neigung verstärkt oder sogar ausschließlich bedingt wird, da das wiederholte Tun auch aus minder freiwilligen Quellen fliessen kann. Immer ist Gewohnheit eine von der Neigung verschiedene Disposition zu bestimmten Tätigkeiten, als solche mehr bindend und regulierend, die Freiheit des Willens wird durch sie in besonderer Weise determiniert, sie wird als nötigend, ja zwingend empfunden, der »Mensch« ist »Sklave« seiner Gewohnheiten, und doch sind diese wesentlich nur festere Gestaltungen flüssiger, aber darum nicht minder notwendiger und nötigender Antriebe. Ganz so wirkt im sozialen Leben der Brauch und verhält sich ebenso zum sozialen Instinkte, oder wie immer wir das ursprünglich Verbindende nennen wollen, das auch für die Bedeutung von Zeichen maßgebend ist.

44. Wenn schon das Verständnis natürlicher Zeichen z. B. von Geberden, Rufen durch die Ähnlichkeit der Organe bedingt, durch soziale Gefühle und gewohntes Zusammenleben erleichtert wird, so differenzieren sich, wo diese Förderungen vorhanden sind, künstliche Zeichen in kaum merklicher Weise davon. Wenn der Hilfstrieb — ein- oder gegenseitig — stark ist, so wird der Versuch eine bestimmte Gefahr durch einen Laut anzuzeigen, auch wenn dieser Laut nicht mehr oder nicht zuerst expressiv oder imitatorisch ist, rasch verstanden, kommt leicht in Umlauf, wird auf- und angenommen. Indem gegenseitige Nachahmung Ausdruck der Einmütigkeit ist, darf diese, die natürliche Harmonie der Gemüter, als erste Ursache einer kurrenten Bedeutung von Wörtern, wie von anderen Zeichen, begriffen werden. Man kann in jeder Kinderstube, im Schoße jeder glücklichen Familie beobachten, wie neue Bezeichnungen für Menschen und Sachen erfunden und verstanden, wie sie aus Wohlgefallen an ihnen selber oder an ihrem Erfinder — z. B. dem Schall nachahmenden Kinde — aufgenommen und wiederholt werden. Ähnlich ist es, wenn in größeren Sprachgemeinden Redner und Schriftsteller neue, besondere Wörter oder neue Bedeutungen alter Wörter aufbringen; dadurch, daß sie gefallen oder durch den Eindruck und Einfluß des Erfinders, gewinnen sie, wenigstens für eine Zeit lang, Kurs, d. h. werden nachgeahmt, wiederholt. Und so muß auch der Ursprung der Sprachen gedacht werden, daß diese Quellen der freien Erfindung, der Versuche zur Einführung, und der zeitweiligen Geltung, reichlich geflossen sind, nachdem einmal die Organe gewöhnt waren, eine Mannigfaltigkeit von Lauten zu bilden. Was dann in dauerndem Brauche sich erhält und auf jüngere Generationen übertragen wird, ist durch Auslesen aus diesem Reichtum ursprünglicher Wortkeime gewonnen; Auslesen, die selber immer aufs neue sich wiederholen. Die psychologische Ursache jener üppig wuchernden Urkeime, in denen die Wörter zugleich mit ihrer sinnlich empfundenen Bedeutung erzeugt werden, können wir als Sprachgefühl, Sprachinstinkt oder besser als »Sprachbildungstrieb« bezeichnen, und diesen also als dem Sprachgebrauche zu grunde liegend darstellen. Bekannt ist es, daß gerade rohere Sprachen mit einer Überfülle von Synonymen belastet sind, wie auch, daß in ihnen die Verschiedenheit der Mundarten zumeist bis in die engsten lokalen Bezirke sich fortsetzt.

45. Sprache wird, wie andere Systeme, von Zeichen, z. B. Schriftzeichen, Noten, Signale durch Lehre überliefert. In bezug auf die

Muttersprache pflegt freilich die Lehre mit dem Gebrauche vermischt zu sein und in unmerklichen kleinen Dosen, die durch Kontinuität um so stärker wirken, eingegeben zu werden. Immer aber ist es die Autorität des Erziehers, die als Tatsache mitteilt, daß das Ding so und so heißt, daß das Wort und der Satz (als Einheit mehrerer Wörter) solche Bedeutung haben. Dieser Aussage muß nicht allein Begierde und Fähigkeit zu verstehen, dem Gedächtnisse einzuprägen und nachahmend sich kund zu geben, sondern auch der Glaube des Lernenden entgegenkommen. Leicht geglaubt wird aber alles, was nicht in entgegengesetztem Wissen, in persönlichem Mißtrauen oder in Mißfallen an der Sache seine psychologischen Widerstände findet. Glaube ist Aufnahme und Bestätigung, gleichsam ein Indossament durch Unterschrift, mithin eine Willenshandlung; und da auch der Lehrer das, was er überliefert, in gutem Glauben empfangen hat, so darf man auch den gemeinsamen Glauben als eine der Formen des sozialen Willens ansprechen, die Wörtern wie anderen Zeichen ihre Bedeutung geben.

46. Dies aber ist in ausgeprägter Weise erkennbar, wenn es sich um besondere Zeichen und besondere Wörter handelt, denen der Glaube oder verwandte Arten eines gefühlhaften Wollens, als Ehrfurcht, Begeisterung, eine besondere und erhöhte Bedeutung verleihen. So geschieht es in weitem Umfange mit Zeremonien und damit verbundenen Zauberworten, die für heilig und auf übernatürliche Weise wirksam gehalten werden. Wörter, deren eigentliche Bedeutung nicht verstanden wird, z. B. wenn sie einer fremden Sprache entlehnt sind, empfangen so die Bedeutung, eine Kraft in sich zu enthalten, die über die Kräfte gewöhnlicher Wörter, menschliche Gefühle und Empfindungen zu erwecken, weit hinaus geht. Der Glaube sagt, daß sie auf die Natur oder auf Götter und Dämonen wirken, die durch und für ihn (den Glauben) in der Natur vorhanden sind. So hat in charakteristischer Art der gemeine Aberglaube die unverstandenen Worte der Eucharistie »*Hoc est corpus* (meum)« als »Hokus pokus« zu Zauberwörtern schlechthin gemacht, die gleich dem Hexen-Einmaleins zum notwendigen Apparate derer gehören, die das Unmögliche zu verwirklichen scheinen. So denken auch die Theologen den Schöpfer, nicht als unmittelbaren Urheber des Himmels und der Erden, etwa durch sein Wesen oder seinen Willen allein, sondern er muß das schöpferische Fiat sprechen [dies keineswegs der jüdisch-christlichen Idee eigentümlich; auch »in indischen und persischen Religionssystemen wird . . . die Schöpferkraft

des Wortes an die Spitze des Seins gestellt«; der Laut ist »Brahma«, heißt es im Mimansa, durch das gesprochene Wort schafft Parabrahma die Welt. »Als Ahriman, der Todesschwangere, die Erde durchstürmt, spricht Ormuzd das *Honover*, das reine, das heilige, das schnellkräftige Wort, um die Schöpfung zu erhalten und zu schützen« (BASTIAN)], und so macht die an solche naive Vorstellungen sich heftende Spekulation das Wort selber zum Gotte oder zum offenbarten Sohne Gottes, und wie das Wort alles schaffen, alles verwandeln kann, so schafft und verwandelt es sich selber in Fleisch und wandelt als Mensch unter den Menschen. Aber auch außer der Sphäre des Wunderglaubens wird dem Worte ein geheimnisvoller sachlicher Wert beigelegt, daher gewissen Worten eine gute oder üble Vor-Bedeutung. Auch beruht die Macht des gesprochenen Wortes, zumal der öffentlichen Rede, großenteils darauf, daß gewissen Wörtern und (Rede-) Wendungen vom Hörenden eine Mit-Bedeutung gegeben wird, die seine Gefühle erregt: Liebe, Verehrung, Begeisterung; Haß, Abscheu, Entrüstung. Man denke an den »Zauber« von Worten, wie Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, und dagegen an die düsteren Assoziationen, die durch Worte, die mit Blut zusammengesetzt sind, erregt werden: Blutschuld, Blutrache, Blutbad und dergl.

47. Es gehört zur Kunst des Redners, durch richtige Anwendung, Hervorhebung, Betonung solcher Wörter die »Stimmung« zu erwecken und zu erhalten, die für Aufnahme seiner Gedanken, Befolgung seiner Ratschläge bereit macht.

48. Mit der religiösen und aller feierlichen Rede ist wesentlich die kunsthafte, die poetische Sprache verwandt; auch sie hat ihre ursprüngliche Kraft und Geltung durch den Volksglauben, für den das eigentlich und wirklich ist, was in der poetischen Sprache als Bild und Gleichnis bleibt; gläubige Phantasie erfüllt die Welt mit lebendig tätigen Geistern; die Naturmenschen und ihnen voranschreitend ihre Lehrer — Priester, Seher — glauben, daß es überall menschlich zugehe, sie sehen den menschlichen Willen, menschliche Leidenschaften in die Dinge hinein und machen diese sich dadurch vertraut und verständlich, Dichtung ist zugleich Erklärung. Alle merkwürdigen Naturerscheinungen, ebenso auch Ereignisse des menschlichen Lebens sind für solche Denkungsart übersinnliche Dämonen, Riesen, Götter u. dgl. oder werden durch diese verursacht. Die Neigung und Gewohnheit, lebende Wesen gleichsam in jeden Winkel zu setzen, wird durch besondere Erzählungen,

Fabeln, Mythen, erhöht und verstärkt, wie sie darin sich offenbart; und diese stehen in fortwährender Wechselwirkung mit der Sprache — teils wird der sprachliche Ausdruck durch den Mythus, teils wird dieser durch jenen hervorgerufen. Bei weitem überwiegt aber der erste Zusammenhang: die Personifikation der Dinge oder der Ursachen von Vorgängen ist die natürliche Assimilation des Fremdartigen an das Bekannte, und diese geschieht, wenn einmal Sprache vorhanden ist, notwendigerweise mit deren dargebotenen Mitteln, die aber jene für sich und nach sich gestaltet. Die Erzählungen sowohl als die generellen Ausdrucksweisen werden in und mit der Sprache gelehrt, überliefert, empfunden, sie verwachsen mit dem Volksgeiste, mit der Sitte, der Religion; aber sie scheiden sich auch wieder davon, wenn die gemeine Denkungsart nüchterner, besonnener, verständiger wird, wenn die Poesie als Kunst sich über das Leben erhebt. Die Bedeutung vieler Wörter, die bisher eben so eigentlich war, wie die der Aussagen über wirkliche Erlebnisse, wird vermindert, sie werden nicht mehr als Zeichen von Wirklichkeiten, sondern nur noch als Zeichen von Bildern gedacht, und so »erblassen Gedanken, die einst einen realen Sinn hatten, zu bloßen poetischen Redeformen« (TYLOR). Auf der anderen Seite aber macht auch die Sprache, zuerst Mythen, sodann wenigstens sinnliche Vorstellungen von den Dingen, die viel zäher als jene sich erhalten. Auch außerhalb der Personifikationen des Unlebendigen behandelt die sprachliche Ökonomie alle Vorgänge nach Analogie von animalischen Tätigkeiten, alles Gedachte nach Analogie des Wahrgenommenen, alles Wahrgenommene nach Analogie der organischen Wesen, zu denen das eigene »Ich« des Redenden gehört. Wo aber Tätigkeiten von Dingen vorzuliegen scheinen — ein Schein, den oft die Redeweise erst hervorbringt — da ist der Schluß gegeben *ab esse ad posse*, vom Tun auf die Kraft des Tuns, und so werden die »Eigenschaften« des »Dinges«, wahrnehmbare und verborgene (okkulte Qualitäten) zu »Kräften«, aus denen die wirklichen Ereignisse notwendiger oder doch begreiflicher Weise hervorgehen. Für bekannt darf erachtet werden, daß diese Deutungen, durch das Vehikel der sogenannten Metaphysik, tief in die Wissenschaften eindringen; und nur mit großer Mühe wieder ausgeschieden werden. Das natürliche Denken genügt durch Beilegung von Namen unmittelbar dem jeweilig entstehenden Bedürfnisse nach Wissen, nach Erklärung; und dies hängt auf das engste mit jener phantastisch-poetischen Belebung der Natur zusammen, die daraus immer neue Nahrung zieht, wenngleich sie

allmählich trockener und prosaischer wird. Auch nachdem das wissenschaftliche Denken soweit fortgeschritten ist, wie in unseren Tagen bei den am besten Gebildeten, gibt jenes Bedürfnis noch regelmäßig sich zufrieden, wenn die Tätigkeit eines Menschen als Ursache einer Erscheinung hingestellt oder aufgezeigt wird; zuhöchst geht etwa die Forschung noch nach seinen Beweggründen und zieht auch diese gleichsam auf Namen ab, die etwas allen bekanntes bezeichnen, z. B. Zorn, Rachsucht, Liebe, Haß usw. Das natürliche Denken erklärt nach dieser Analogie alles; und in der Gestalt, in der es auch uns, außerhalb der menschlichen Wirkungen, geläufig bleibt, begnügt es sich mit einer Reduktion der Analogie, nachdem die menschenartigen Eingriffe übersinnlicher Wesen nicht mehr geglaubt werden. Man findet einen Eichenstamm zersplittert. »Das hat der Blitz getan,« »er muß mit furchtbarer Gewalt hier eingeschlagen haben« — so etwa sagen wir, wenn wir unserem natürlichen Denken folgen; der phantastische und abergläubige Mensch früherer Zeiten oder einfacher Kulturzustände sagt und meint: »Zeus oder Gott zürnte dem Besitzer dieses Grundstückes, darum hat er durch einen Blitzstrahl diese Eiche gefällt«. So oder auf ähnliche Art kann aber auch einer reden, der es nicht glaubt: dann ist es eine poetische oder rhetorische Figur; aus einer derartigen Anschauung und Fiktion kann endlich ein bloßer metaphorischer Ausdruck entstehen, z. B. der Blitz hat hier gewütet. Alle Redefiguren, von denen die Metapher bei weitem die wichtigste und am meisten charakteristische ist, haben dies gemein, daß in ihnen die Wörter eine uneigentliche neben ihrer eigentlichen Bedeutung haben — jene soll durch diese gleichsam hindurchscheinen, sofern die Figur verstanden sein will; es kann aber auch geschehen, daß der Redner nicht oder wenigstens nicht von allen, die ihn hören, verstanden sein will; er ist zufrieden, ja es ist ihm lieber, wenn nur einige ihn verstehen, vielleicht wünscht er sogar, garnicht verstanden zu werden, nämlich nicht auf die vollkommene Art verstanden zu werden, worin die uneigentliche Bedeutung mitverstanden wird. Er will dann nur sich selber verstehen, und das, was er wirklich meint, nur stückweise oder nur den Schein oder endlich sogar das Gegenteil davon mitteilen. Die rednerische Phrase, z. B. die Ironie, besonders aber die Hyperbel, grenzt so an die Lüge und geht darin über. Lüge ist ein Gebrauch der Worte zu einem ihnen (d. h. dem in ihnen enthaltenen sozialen Willen) fremden individuellen Zwecke — zu dem Zwecke, durch scheinbare

Mitteilung der eigenen Meinung eine Vorstellung zu erregen, die von dieser verschieden, im extremen Falle ihr widersprechend ist. — Der herrschende Glaube — wofür man auch mit einem naheliegenden Gleichnisse sagen kann: der Kredit, dessen der Redende genießt — ist auch in diesem besonderen Sinne das, was den Wörtern ihre wahre Bedeutung gibt. Es unterscheidet diese Bedeutung auch die Persönlichkeit und ihre Worte: dieselben Worte haben das volle Gewicht ihrer eigentlichen Bedeutung, wenn ein redlicher Mann sie gebraucht hat, und sind leere Worte im Munde eines Wichtes oder gar Schwindlers.

49. Wir hatten als Hauptformen des Bedeutung gebenden sozialen Willens den Sprach-Gebrauch und die Sprach-Gesetzgebung einander gegenüber gestellt. Ersichtlich ist nun, daß »Volksglaube« und »Wissenschaft« in analoger Weise einander gegensätzlich entsprechen. Beide Formen des sozialen Willens können gleichsam als Abgeordnete (Delegierte), Volksglaube des Sprachgebrauches, Wissenschaft der Gesetzgebung angesehen werden, d. h. als Willensträger, die innerhalb der Gesamtsphäre, die der Gestaltung des Sprachgebrauches, bezw. der Gesetzgebung untersteht, mit einem speziellen Mandate ausgerüstet sind, das sie dadurch erfüllen, daß sie Gruppen von Wörtern ausgezeichnete Bedeutungen anhängen. In Anwendung auf Sprachen wollen wir den Volksglauben Sprachgenius nennen.

50. Es bleibt nun noch eine wichtige Form des sozialen Willens zur Erörterung übrig, die der Gesetzgebung und Wissenschaft ebenso zu grunde liegt, wie die natürliche, wir dürften sagen, animalische Übereinstimmung, das »Einverständnis«, dem Sprachgebrauche und dem Volksglauben. Jene Form nennen wir ihrem allgemeinen Wesen nach »Vertrag« und in besonderer Anwendung auf die Bedeutung von Zeichen »Verabredung«. Unter der Voraussetzung von lauter getrennten individuellen Willen ist Vertrag die natürliche und notwendige Form für ihr »Zusammenkommen«, ihre Verbindung oder Vereinigung in einen sozialen Willen. Diese Form hat das Dasein zweier oder mehrerer freier Personen, d. h. solcher, die durch ihren eigenen Wunsch sich bestimmen lassen, einander fremd zu bleiben oder zusammen zu kommen, zur Voraussetzung. Die gegebene Materie, d. h. der begrifflich einfachste Inhalt des Vertrages ist der Austausch von Sachen: hier werden zwei Willen, die vorher entgegengesetzt waren, indem jeder seine Sache so stark als möglich zur Geltung bringen will, »sich einig«, daß zwei Sachen einander

gleich gelten sollen oder, wo der Ausdruck der Geltung in einer bestimmten Sache üblich geworden ist, daß eine vorliegende Sache so und so viel, d. h. so und so viel Einheiten des »Wertmaßes« gleich gelten solle, möge nun diese Geltung den Akt des Austausches überdauern oder nicht. Ebenso können aber beliebig viele Willen sich darüber vereinigen, daß ein Maßstab oder eine Norm »gelten« solle, auch wenn das: »wie viel« die einzelne Sache gelte, entweder dem Vergleichen, genauer dem Messen einer oder mehrerer Personen, oder aber vielfachen Übereinkünften überlassen werden muß. Am besten bezeichnet die griechische Sprache solche Vereinbarung als »Zusammensetzung« (ξυνθήκη) — hier entsteht gleichsam auf sichtbare Weise der gemeinsame Wille dadurch, daß mehrere einen Beitrag ihres eigenen Willens dazu leisten; und dies kann nicht anders geschehen, als, indem sie ihren Willen »erklären«, d. i. durch Zeichen kundgeben. Solches Zeichen kann die Übergabe einer Sache sein, es kann aber — als Abkürzung — ein gesprochener Satz, endlich ein Wort genügen. Und nur in Worten kann der gegenwärtige Wille eines zukünftigen Willens — ein Versprechen — ausgedrückt werden. Ebenso kann nur in Worten ein Befehl, überhaupt ein Satz, der etwas für eine über den Augenblick hinausgehende Zeitdauer Gewolltes enthält, ausgedrückt werden. Solcher Satz ist aber der Satz über Geltung von Zeichen, daher möglicherweise auch über die Bedeutung von Wörtern. Der darauf ausgehende Imperativ bleibt entweder ohne Ausdruck oder er drückt sich in Worten aus. Auch Maßstäbe, Gewichte, Münzen sind Zeichen, nämlich Zeichen einer verabredeten oder sonst festgesetzten, jedenfalls aber zunächst nur in Gedanken existierenden Maß-Einheit oder eines Vielfachen davon.

51. Verabredete Zeichen zwischen Zweien und Mehreren sind eine Sache, die jedermann kennt. Sie sind dadurch charakterisiert, daß sie von dem Wesen natürlicher Zeichen sich beliebig weit entfernen können und regelmäßig sich weiter davon entfernen, als Zeichen, deren Bedeutung in naturwüchsigem sozialem Willen begründet ist. So hat z. B. die schräge Stellung einer Briefmarke oder hat eine gelbe Rose im Knopfloche, nicht die geringste Ähnlichkeit oder andere Verwandtschaft mit einer Ankündigung »heute Nachmittag 5 Uhr Rendezvous in der Konditorei« und können doch beide, wenn nur die vorherige Abrede getroffen ist, vortrefflich zum Zwecke solcher Ankündigung dienen. Die Macht des menschlichen Willens, etwas zum Zeichen zu machen, tritt hier

in ihrer elementaren (sozial wirksamen) Gestalt entgegen. Auch die Verabredung über eine besondere Bedeutung von Worten, sogar von sonst sinnlosen Worten, spielt im sozialen Leben eine bedeutende Rolle. Besonders gibt dazu die rasche, aber kostspielige Mitteilung in weite Ortsferne Veranlassung, es entsteht z. B. im Verkehr zwischen England und Indien eine verabredete »Kabelsprache«, zunächst etwa innerhalb einer Familie oder eines Geschäftes, so daß etwa der Silbe »Tar« die Bedeutung vorausgegeben wird: »ich bin gesund angekommen« oder der Silbe »Ver« die Bedeutung: »der Silberpreis zieht an«. Sehr nahe liegt es dann, solche Zeichen zu Mitteln geheimer, d. h. auschließlicher Verständigung, im Gegensatze zum öffentlichen Gemeingut der Volkssprache, zu machen. Viel älter und größer ist in diesem Sinne die Anwendung verabredeter Schriftzeichen, die ebenso ihren besonderen Wert als Mittel geheimer Anzeigen und Mitteilungen erhalten. Alle solche Privatzeichensysteme haben aber regelmäßig, wie die Schrift selber, eine vorhandene Sprache zur Voraussetzung und beziehen sich darauf, so daß sie Zeichen von Zeichen darstellen: als verkürzte Schrift, gleich der Stenographie, gleichsam Zeichen in dritter Potenz. Die Zeichenqualität der Originalzeichen kann dabei völlig vergessen sein, und pflegt vergessen zu sein; ja, es kann als Regel ausgesprochen werden, daß diese, sofern sie durch einen natürlichen sozialen Willen ihre Beglaubigung haben, niemals als gewollte Zeichen deutlich bewußt gewesen sind; ganz klar ist dies, wenn sie als natürliche Zeichen empfunden, ja dafür gehalten werden, wozu individuelles wie soziales Gewohntsein drängt. Hingegen gehört es zum Wesen der hier erörterten Derivativzeichen, daß sie als Zeichen, mithin als Mittel für gemeinsame Zwecke, von denen, die ihnen Bedeutung geben, gedacht und gewollt werden. Andere freilich, die nicht auf diese Weise tätig gewesen sind, können dem Inhalte einer solchen Verabredung beitreten: sie nehmen es dann in ihren Willen auf, ohne daß sie über Wesen und Ursprung der Zeichen nachzudenken brauchen, diese können ihnen daher eben so natürlich werden, wie die »Muttersprache« und die gewohnten Umgangsformen. Andererseits ist aber auch der Ursprung für den konventionellen Charakter von Zeichen und Zeichensystemen nicht allein entscheidend. Zeichen jedes Ursprunges können konventionelle werden, dadurch, daß sie als solche, d. h. wesentlich als äußerliche Mittel, empfunden, gedacht, angewandt werden. Deutlich ist dies eben an den Umgangsformen; man kann sich naiv und

gläubig zu ihnen verhalten, dann nimmt man Versicherungen der Hochachtung, Verehrung, der Teilnahme usw. für »baare Münze«, und gibt sie auch nur dann, wenn man sie mit »gutem Gewissen«, d. h. mit Zustimmung seines Denkens, aussprechen kann — mit Recht wird man dann bald über die gesellschaftlichen Lügen sich entrüsten —; oder man nimmt und gibt sie als bloße »Scheine«, man weiß, daß sie nichts als Mittel sind, eine verkehrswillige Gesinnung auszudrücken und seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaft, insbesondere zu derjenigen, die sich die gute nennt, zu dokumentieren. Es gibt dafür, dem Begriffe nach, nur das eine Mittel, daß man ihre Regeln beobachtet, und zu diesen Regeln gehört der Gebrauch solcher Redewendungen. Sie sind nicht ernst gemeint, es sind bloße Formen — ohne allen oder doch ohne entsprechenden Inhalt — »hohle Phrasen«, oder wie immer dies ausgedrückt wird. Wer aber mitspielen will, muß sich den Spielregeln unterwerfen. — Es ist klar, wie dieser Gebrauch der Worte mit dem von Redefiguren verwandt ist. Hier wie dort neigen die Übergänge leicht in das Gebiet der Lüge. Die Lüge hebt die eigentliche Bedeutung, den buchstäblichen Sinn der Wörter hervor und verlangt, daß diese hingenommen, geglaubt werden; sie (d. h. der Lügende) meint nicht die uneigentliche Bedeutung, sondern gar keine. Das Lügen wird aber durch die figürliche Bedeutung sehr erleichtert — man denke an die Rhetorik von Liebesschwüren und Freundschaftsbeteuerungen —; ebenso wird es erleichtert durch die gesellschaftliche Bedeutung oder vielmehr Entwertung der Worte. Wer sich durch Schmeichelworte Vorteile zu verschaffen sucht, kann sich darauf beschränken, Redewendungen zu gebrauchen, die in seiner Gesellschaft gang und gäbe sind, über deren wahren Sinn in der Regel sich niemand täuscht. Er kann sie doch mit der Absicht und dem Erfolge der Täuschung gebrauchen: er hat nur nötig, einen besonderen Akzent, eine Wärme des Tones hineinzulegen, die sonst »vom Herzen kommt«; sollte man aber Verdacht gegen ihn merken lassen, so kann er immer sich darauf zurückziehen, daß er ja nur die üblichen konventionellen Reden geführt habe. Die Variationen, die sich hier beobachten lassen, sind mannigfach.

52. Wenn nun in dieser Sphäre Teile der sonst gesprochenen Sprache gleichsam aufgeweicht und in einen Kuchenteig geknetet werden, so ist auch eine ganze Sprache möglich, in der alle Wortbedeutungen einen konventionellen Charakter hätten, sei es, indem

sie unmittelbar auf Gegenstände oder (was wahrscheinlicher), indem sie auf viele empirische (natürliche) Sprachen bezogen würden. Alte und neue Versuche, eine Weltsprache zu konstruieren, entsprechen einer durchaus vernünftigen und notwendigen Idee, die bei der gegenwärtigen Ausbreitung des Verkehres früher oder später tiefere Wurzeln fassen und rasch emporwachsen wird. Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß in vielen Rücksichten besser wäre, eine gegebene, natürliche Sprache zum Range eines internationalen Verständigungsmittels zu erheben; und dahin arbeiten ökonomische und politische Entwicklungen mächtig vor, am meisten zu gunsten der englischen Sprache, die zufälligerweise auch gewisse konstitutionelle Vorzüge, gerade für solchen allgemeinen gesellschaftlichen Gebrauch, besitzt, Vorzüge, durch die sie auch leichter erlernbar ist als die übrigen modernen Sprachen. Wir sind heute geneigt, zu vergessen, daß noch alle Wurzeln unseres Kulturlebens in einem Zustande liegen, der durch allgemeine Herrschaft einer solchen Weltsprache, des Lateinischen, charakterisiert war; daß von dieser Geltung noch viele höchst bedeutende Reste erhalten sind; daß sie in einigen Gebieten, nämlich als Sprache der Höfe und der Diplomatie, unmittelbar abgelöst wurde — im 17. Jahrhundert — durch das Französische und daß auch diese Sprache noch ein hohes Maß von internationaler Anwendung behalten hat. In allen diesen Fällen kann man von einer »konventionellen« Geltung mit gutem Grunde reden. Das Verhältnis, das jeder zu einer fremden Sprache empfindet, ist, zumal so lange ihm diese noch nicht »in Fleisch und Blut« übergegangen ist, sehr verschieden von dem Verhältnisse zur Muttersprache: jenes ist dem Gebrauche eines Werkzeuges, dieses dem Gebrauch eines angeborenen Organes ähnlicher. Daher auch, wenn mehrere zusammen eines solchen Werkzeuges zu gegenseitiger Verständigung sich bedienen, sie sich ähnlich dazu verhalten, als wenn sie durch Verabredung die Bedeutungen dieser Zeichen festgesetzt hätten. Zunächst sind sie freilich an den Geist, d. h. den Willen oder die Assoziationen dieser fremden Sprache gebunden, aber je mehr sie ihre besonderen, gemeinsamen Angelegenheiten in diesem Stoffe ausdrücken, um so leichter verfügen sie mit einer gewissen Freiheit darüber, ohne den Hemmungen zu begegnen, die das »Sprachgefühl«, d. i. die Gewohnheit und das Gedächtnis für die Regeln der eigenen Sprache sonst entgegenstellt. Aber auch in der Muttersprache entwickelt das »Geschäft«, d. i. aller menschliche Verkehr, bei dem jeder seinen eigenen Vorteil in bewußter Weise verfolgt,

Erfindung und Gebrauch von Worten und Redewendungen spezifischer Geltung, die einer verabredeten gleichartig ist. Der soziale Wille, der darin enthalten ist, unterscheidet sich vom naiven Sprachbildungstrieb durch seine »reflektierte« Beschaffenheit, er ist in reifer Gestalt nur auf Grund einer alten Kultur denkbar, seine Sprache ist wesentlich Schriftsprache, sein Stil ein papierner Stil.

53. Die freiere Verfügung über gegebenen Stoff ist für alle Formen charakteristisch, in denen ein freierer sozialer Wille sich ausprägt; das aber ist ein solcher, der auf die eigenen Akte der verbundenen Individuen zurückgeführt werden muß. Wir rechnen hier dazu sowohl den Willen, der in einer normalen Gesetzgebung, als den Willen, der in einer normalen Wissenschaft zum Ausdrucke gelangt. Es ist klar, wie aus Konvention Gesetzgebung hervorgehen kann. Wenn irgend eine Gesellschaft eine Kommission wählt und ihr den Auftrag gibt, die in ihr gültigen konventionellen Regeln aufzuzeichnen, auch je nach Bedünken zu verändern, minder zweckmäßige durch zweckmäßigere zu ersetzen und in Übereinstimmung beschließt, nach diesen neuen Regeln sich richten zu wollen, — so wird diese Kommission ein gesetzgebender Körper. Solcher Ursprung, solche Autorisierung der Gesetzgebung wird hier als normaler Fall gedacht. Es ist wahr, daß sich in der Erfahrung Einzelpersonen und Körperschaften zeigen, die ihr Recht, Gesetze zu geben, auf ganz andere Weise beglaubigen, und zwar vorzugsweise durch übersinnliche Ordnungen der Dinge. (*Ius divinum.*) Aber die Erfahrung lehrt auch, daß Gesetzgebungen dieser Art weit mehr auf Fixierung gegebener Zustände und Gewohnheiten, als auf freie, planmäßige, zielbewußte Neuerungen ihr Absehen haben. Sie gehören regelmäßig unter jene Form des sozialen Willens, die wir als Volksglauben bestimmt haben. Dieser ist zwar — auch in seinem Verhältnisse zum Sprachgebrauch — förmlich frei, zu bilden und zu gestalten; er hat aber eine ausgesprochene, ihm wesentliche Vorliebe für das Alte, als das Bewährte und Geheiligte, ohne über seinen Nutzen in bezug auf bestimmte einzelne Zwecke zu reflektieren. Altertümlich ist auch die Rede der Religion, ja nicht selten in einer Sprache gehalten, die nur für die Geweihten und Gelehrten verständlich ist; so die Sprache der heiligen Kunst frommen Gesanges; während sonst die Entwickelung der Sprache, wie aller Zeichensysteme, auf Abkürzungen hingeht, so wird hier absichtlich den langgedehnten Formen als den herkömmlich-feierlichen der Vorzug gegeben. Überhaupt erstreckt sich die so beglaubigte »Gesetz-

gebung« mehr auf die Formen als auf den Inhalt des Lebens. Sie berührt sich dadurch — und dies gilt vom Volksglauben schlechthin — mit der Konvention, so daß das Konventionelle oft »nur« ein anderer Name für das Heiliggehaltene ist. Auch die Konvention ist zunächst und bleibt in gewissem Umfange immer »konservativ«, daher das »Steife« der »Etikette«, die gewundene, umständlich-feierliche Sprachform alter Kourtoisie, des Briefstils usw. Es liegt aber in ihrem Wesen, sich davon abzulösen und zur launenhaft wechselnden, neuerungssüchtigen »Mode« zu werden. Mit viel stärkerem Überwiegen jener Vorliebe für das Alte bewegt sich auch zwischen Volksglauben und Konvention das Recht, wie es auf Grundlage des Gewohnheitsrechtes geübt und gesprochen, gelehrt und erörtert wird; ebenso die besondere Sprache des Rechts, die als technische an die gelehrte und heilige Sprache sich anlehnt, dann aber als Sprache einer Kaste (eines Standes — *ordo* —, einer Fakultät) auf freiere, d. h. auf mehr konventionelle Art angeeignet und umgebildet wird. In rücksichtsloser Weise wirkt dann aber auf sie — dies wurde schon vorausgeschickt — die bewußte Gesetzgebung, wie auf das Recht selber, und im engsten Zusammenhange damit. — Durch freiere Verfügung über gegebenen Denk- und Sprachstoff, sagten wir, sei mit Konvention und Gesetzgebung Wissenschaft gleichartig. Auch hier ist — wie bei Gesetzgebung und genau besehen auch bei Konvention — unser Begriff von Wissenschaft das Thema. Was im Sprachgebrauch so genannt wird (wenigstens im Deutschen), z. B. Theologie, Jurisprudenz, politische und moralische Disziplinen, das ist nicht (in unserem Sinne) freie Wissenschaft, es blieb an Herkommen und Volksglauben, oft auch an Konvention und Gesetzgebung, bisher regelmäßig gebunden. Unserem Begriffe von Wissenschaft entsprechen am vollkommensten die Mathematik und die mathematische Physik. Alles was Wissenschaft heißt, wie auch alles, was Kunst heißt, hat seine Terminologie, seine technischen Begriffe. Diese aber sind zumeist nicht Begriffe in dem Sinne, wie wir sie jetzt im Auge haben, sondern nur besondere Namen für besondere Gegenstände, — Dinge und Tätigkeiten, die in der Erfahrung derer, die solchen Künsten und Wissenschaften sich hingeben, hervorragende Bedeutung haben. Dies involviert keineswegs, daß jene Dinge und Tätigkeiten nicht objektiv, also für jedermann, vorhanden wären. Anders ist es mit der eigentlichen Wissenschaft. Sie (d. i. die sich ihr widmende Denktätigkeit) bildet ihre Begriffe, ausschließlich für ihre eigenen Zwecke, als bloße Gedanken-

dinge, gleichgültig gegen ihr Vorkommen in irgendwelcher Erfahrung, ja mit dem Wissen der Unmöglichkeit eines solchen Vorkommens. Die natürliche Entstehung allgemeiner Begriffe, die besser Allgemeinvorstellungen heißen, wird in der Regel nicht oder doch nicht mit genügender Schärfe von dieser künstlichen, bewußten Bildung »abgezogener« (wie man im XVIII. Jahrhundert »abstrakt« ins Deutsche übersetzte) Begriffe unterschieden. Die natürliche Entstehung allgemeiner Vorstellungen geht der Entstehung besonderer Vorstellungen voraus; jene ist eine unvollkommene, mangelhafte Vorstellung, mit der regelmäßig ein zugehöriger Name an wenige oder gar an ein einziges hervorstechendes Merkmal wahrgenommener Gegenstände sich heftet. Merkmale sind, wie das Wort andeutet, Kennzeichen für die Erinnerung, und zwar werden sie für den sprechenden Menschen unmittelbare Ursache für das »Einfallen« des Namens. Alle Namen sind ursprünglich Eigennamen und Gattungsnamen zugleich. Das oft angewandte Beispiel des kleinen Kindes, das jeden nicht durch ein neues Merkmal neue Gefühle erregenden Mann »Papa« nennt, ist typisch für die Verbindung von Allgemeinvorstellungen mit Namen. Allgemeinvorstellung ist jede Apperzeptionsmasse (im Sinne Herbarts und Steinthals), die einmal mit einem Wortzeichen verbunden die Idee dieses Wortzeichens auslöst, sobald sie durch aktuelle Perzeptionen angeregt wird. Der Fortschritt des Erkennens knüpft sich an den Besitz und die Kenntnis mehrerer Namen für denselben Gegenstand, an deren Unterscheidung, d. i. Beziehung auf verschiedene Gründe, oder schlechthin auf die Tatsache des So-Heißens; mithin ebenso an die Kenntnis verschiedener Namen für getrennte Gegenstände, insofern sie verschieden von einander sind, wie an diejenige gleicher Namen für eben dieselben Gegenstände, insofern sie einander irgendwie ähnlich sind. Denken wir einen Zustand, der von allem, was wir als Wissenschaft verstehen mögen, unberührt sei, so wird doch das Kind ebenso darüber belehrt, daß dieser Hund »Phylax« heißt (ohne daß es den Grund dieses Namens zu lernen braucht), wie darüber, daß dies Tier, ebenso wie die Jagdgefährten des Nachbars, »ein Hund ist«, d. h. diesen gemeinsamen Namen hat; der Unterschied ist eben, daß es, um diesen Namen richtig anzuwenden, den Grund kennen lernen muß: nicht alle vierbeinigen Lebewesen nennen wir »Hund«, sondern diese ernst-blickenden, die durch ihr »Bellen« sich bemerklich machen; andere, größere, gemähnte Vierbeiner heißen »Pferd«; sowohl Hunde als Pferde heißen »Tier«. Auf Grund dieser leichten

Unterscheidung durch rohe Allgemeinvorstellungen beginnt erst mit einem Kennenlernen von Merkmalen, die nicht der unmittelbaren Wahrnehmung sich aufdrängen, speziellere Benennung einzelner Gruppen innerhalb eines schon feststehenden Ganzen, wie die Zusammenfassung mehrerer Ganzen in abgegrenzte größere Ganze; denn zunächst gilt: je allgemeiner, desto unbestimmter die Vorstellung. Während aber alles praktische Wissen in der Kenntnis jener spezielleren Allgemeinvorstellungen und Namen besteht und daran sich entwickelt, so hängt sich das theoretische Interesse viel mehr an die Verallgemeinerungen und deren bessere, genauere Begründung und Bestimmung durch wirklich charakteristische Merkmale. So entstehen neben den Allgemeinvorstellungen, wie Pferd, Hund, Tier, die in Begriffe umgearbeitet werden, neue Begriffe, die erst zu Allgemeinvorstellungen werden, wie Säugetier, Wirbeltier, Molluske, endlich Begriffe von Lebewesen, an denen nicht nur die gemeinsamen Merkmale ohne Studium unerkannt bleiben, sondern die selber für die natürlichen Sinne unwahrnehmbar sind, z. B. der Begriff »Bazillus«. In allen diesen wirklichen Begriffsbildungen geschieht aber doch nichts als die Verbindung vieler vorgestellter Gegenstände in eine einzige neue Apperzeptionsmasse, die um so weniger Merkmale besitzt, je allgemeiner sie ist. Nicht wesentlich anders verhält es sich, wenn die Gegenstände oder Begriffe nicht Dinge, sondern Qualitäten oder Vorgänge sind. Es sind immer nur einzelne — sinnliche oder unsinnliche — Eindrücke, an die ein Name sich heftet, der nun als auf viele solche Eindrücke anwendbar sich erweist. Alle diese Begriffe sind so wenig, als die natürlichen Allgemeinvorstellungen, »abstrakte« Begriffe in unserem Sinne, sondern die ihnen beigelegten Namen bezeichnen viele konkrete Gegenstände in bezug auf bestimmte, ihnen gemeinsame Merkmale. Immerhin ist ein großer Unterschied, ob man Gegenstände oder Ideen zu benennen meint: das Allgemeine ist nicht in den Gegenständen, wohl aber in den Ideen. —

54. Ein abstrakter Begriff wird erst gebildet, wenn mit dem Namen der zu benennende Gegenstand »erfunden«, d. h. fingiert und konstruiert wird, so daß hier Idee und Gegenstand sich decken — der Gegenstand möge als Ding oder als Vorgang gedacht werden. Was wir vom Begriffe aussagen wollen, das müssen wir bei der Bildung unseres Begriffs vom abstrakten Begriffe unmittelbar anwenden. Wir definieren also den abstrakten Begriff als ein Kunstgebilde des wissenschaftlichen Denkens, das wissenschaftliche

Denken aber als ein Operieren mit solchen Gebilden, indem sie teils miteinander, teils mit konkreten Begriffen oder Einzelvorstellungen verglichen werden. Der abstrakte Begriff ist ein Gegenstand, dem beliebige »Merkmale« gegeben werden, sinnlich vorstellbare oder nicht, in Wirklichkeit (»in der Erfahrung«) miteinander verbunden angetroffene oder nicht; entscheidend ist nur der Endzweck, dem das Gebilde dienen soll, und dieser Endzweck ist die Erkenntnis der Verhältnisse zwischen erfahrenen und erfahrbaren Gegenständen. An der Spitze der abstrakten Begriffe steht daher der Begriff des Denkbaren schlechthin, dem ein beliebiger, ihn repräsentierender Name, z. B. A beigelegt wird, und die Operationen des wissenschaftlichen Denkens beginnen damit, daß dieser Begriff sich selber gleichgesetzt wird, was durch »Worte« in der Gestalt des Urteiles A = A geschieht, des so oft mißverstandenen Satzes der Identität. Der Satz bedeutet den Willen des wissenschaftlich Denkenden, seinen Begriff als sich selber gleich, d. i. als der Veränderung nicht unterworfen zu behandeln, und dieser Wille macht darauf Anspruch, ein gültiger Wille zu sein, weil er jenem Endzwecke innerhalb weiter Grenzen angemessen ist. Denn in einem gewissen Maße sind auch alle erfahrbaren Gegenstände der Veränderung nicht unterworfen, d. h. sie können so gedacht werden, und dieses Denken ist wiederum zweckmäßig, ja notwendig, weil nur unter dieser Voraussetzung eine Vergleichung solcher Gegenstände mit Begriffen, und folglich miteinander, geschehen kann. Denn die Vergleichung der erfahrbaren Gegenstände geschieht dadurch auf vollkommene Weise, daß sie auf den gedachten Gegenstand bezogen und darin ausgedrückt werden. Der gedachte Gegenstand ist ein Maßstab. Er kann als ein individueller beschrieben werden. Während die Allgemeinvorstellung, je weiter und allgemeiner, desto ärmer an Merkmalen, kann der abstrakte Begriff, wenn er auf noch so viele Erscheinungen bezogen werden soll, mit Merkmalen so reich ausgestattet werden, wie der Zweck es erfordert. Er repräsentiert seine eigene Idee, die Idee eines Allgemeinen, das zugleich singulär (individuell); er ist selber ein Zeichen, ein Symbol und nichts anderes. Er ist um so zweckmäßiger, je mehr seine Merkmale scharf und bestimmt, je mehr sie durch einander bedingt, also aufeinander in Gleichungen beziehbar sind; er wird dagegen unbrauchbar, wenn seine Merkmale schon als gedachte einander ausschließen oder — was dasselbe heißt — einander widersprechen.

55. Definitionen sind nach dem gewöhnlichen Sinne des Wortes nichts als Erklärungen von Wörtern, die Allgemein-Vorstellungen bezeichnen. Sie sollen also den Umfang dieser Allgemein-Vorstellungen angeben; die alten Regeln sind bekannt, daß dies geschehen müsse durch Verbindung der Gattung mit der spezifischen Differenz, und was daraus abgeleitet wird: daß die Definition nicht zu weit, auch nicht zu eng sein dürfe, daß sie also genau das decken solle, was das Wort wirklich bedeute. Die Untersuchung der wirklich, d. h. fast immer im Sprachgebrauche oder in einem speziellen Bezirke dessen, geltenden Bedeutungen ist an und für sich eine wichtige wissenschaftliche Aufgabe; aber mit den besonderen Zwecken des wissenschaftlichen Denkens schlechthin, hat sie nichts zu tun. In solcher Anwendung vermischt sich daher die Aufgabe in der Regel mit der ganz anders gearteten, daß der Definierende angeben solle, in welchem Sinne er den allgemeinen Namen gebrauchen wolle. Wir sagen: die Aufgaben werden vermischt; denn teils ist man sich des Unterschiedes bei weitem nicht immer bewußt, teils wird erwartet, daß das wissenschaftliche Subjekt sich nicht als Souverän geberde, d. h. daß es sich möglichst nahe an den Sprachgebrauch halten werde, ja es wird vorausgesetzt, daß der Definierende seiner Aufgabe am besten gerecht werde, wenn er in der Tat nur den Sprachgebrauch expliziere, mit anderen Worten, wenn er das denke, was Alle denken. Geschieht es nun, daß der flüssige und mannigfache Sprachgebrauch in eine feste und einheitliche Form gebracht wird, so kann allerdings eine solche Abgrenzung der Bedeutung für viele Zwecke genügen. Sie ist auch der Sinn, in dem Gesetze die Bedeutung von Wörtern bestimmen: hier fällt aber jeder Gedanke in sich zusammen, daß es sich um die Explikation des Sprachgebrauchs handle; der offenbare Zweck ist vielmehr, die unbestreitbaren Grenzen der Geltung des Gesetzes festzusetzen. Ganz analog ist aber auch der Zweck, auf den die wissenschaftliche Definition immer bezogen werden muß: Geltung innerhalb einer Gedankenfolge, also eines Buches, eines Systems usw. Wer daher einen wissenschaftlichen Begriff ausprägt, der tut es auf seine Verantwortung und mit völliger Freiheit gegenüber dem Sprachgebrauch. In diesem Sinne sagte PASCAL: »*Rien n'est plus libre que les définitions*«. Und so haben die schärferen Logiker immer eingesehen, daß wissenschaftliche Definitionen Sätze sind, deren Wahrheit auf dem Willen dessen beruht, der sie aufstellt. Auch wenn ein Name schon in irgend welchem z. B. wissenschaftlichem Sprachgebrauch einen Begriff

bezeichnet, d. h. eine bestimmt abgegrenzte Allgemein-Vorstellung, so muß doch der Definierende diesen Begriff und zugleich diesen Namen sich zu eigen machen, wenn die Definition auch in seinem Gedankenzusammenhange gelten, d. h. für ihn wahr sein soll. Vollends ist aber die freie Definition notwendig, wenn mit jenen ganz individuellen Denkgebilden operiert wird, die wir hier als abstrakte Begriffe verstehen. Solche Definition ist mehr als eine Erklärung, was ein Name bedeuten solle (und noch weiter entfernt von dem, was er »in Wirklichkeit« bedeuten mag); sie will hauptsächlich die Sache, d. i. den gedachten Gegenstand beschreiben und legt ihm dann, als abgekürztes Kennzeichen dieser Beschreibung, einen Namen bei, der am besten willkürlich gewählt wird, als ein jeder anderen Bedeutung barer. Die Beschreibung ist hier nicht bloß eine Angabe von Grenzen, die sich wesentlich auf den Umfang des Begriffes beziehen muß; sondern eine möglichst vollkommene Determination seines Inhaltes, ohne Rücksicht auf den etwanigen Umfang. Es ist nur ein Notbehelf, wenn sie in (nicht definierten) Worten des Sprachgebrauchs geschieht; Wissenschaft bedient sich dieser nur, wenn und so weit sie keine anderen, von ihr selbst definierten Ausdrücke hat. Treffend bezeichnet dies SIGWART mit den Worten: »jede Definition setzt eine wissenschaftliche Terminologie voraus«.

Anmerkung 1. Gleich anderen neueren Logikern unterscheidet Sigwart von bloß analytischen Definitionen, »in denen der Wert eines Wortes durch eine gleichgeltende Formel ausgedrückt wird«, synthetische Definitionen als solche, »die den Terminus für einen neuen Begriff einführen«; er bemerkt aber nicht, daß alle Definitionen von wissenschaftlichem Sinne, wenigstens ihrer Intention nach, synthetische Definitionen sind und an dieser Idee gemessen werden müssen; ebenso nicht, daß es bei dem Postulate von Real-Definitionen um nichts anderes als um diese sich handelt; obgleich er im angeführten Zusammenhange von Formeln spricht, die »äußerlich einer Nominal-Definition gleich, der Sache nach von ihr verschieden« seien, so meint er doch (wenige Seiten vorher), daß der Begriff der sogen. Real-Definition »für uns in der Logik keinen Sinn mehr habe«.

Anmerkung 2. Wenn Bischof Berkeley lehrte, und damit immer von neuem Beachtung findet, daß etwas Allgemeines überhaupt nicht gedacht werden könne, so läßt sich darüber streiten, wenn man überein gekommen ist, was als Allgemeines und was als denken zu verstehen sei. Wenn er aber darauf exemplifiziert und Neuere ihm darin folgen, daß ein Dreieck, das weder gleichseitig noch ungleichseitig usw. sei, nicht vorgestellt werden könne, so ist dies zwar richtig, beweist aber nichts. Denn niemand wird behaupten, daß es eine natürliche Allgemein-Vorstellung des Dreiecks gebe; was aber den abstrakten Begriff Dreieck anbetrifft, so ist dessen Gegenstand in der Tat hinlänglich beschrieben als ein von drei geraden Linien eingeschlossener Raum der Ebene, wenn zuvor die Begriffe der Geraden und der

Linie definiert wurden, die verschiedenen Sorten von Dreiecken, die in der Vorstellung oder in der Zeichnung wirklich sind, verhalten sich zu dem Begriffe nicht wie Arten zur Gattung, sondern sind seine Abbilder oder Verwirklichungen (ersten und zweiten Grades) und als solche für und in bezug auf den Begriff völlig gleichwertig. Im übrigen verhalten sie sich zu ihm, wie isolierende Experimente zu einem *in abstracto* gedachten idealen Fall.

56. Inwiefern aber, was in der Wissenschaft gilt, als durch sozialen Willen gültig gedacht wird, darüber wird noch eine kurze Erörterung sich notwendig machen, nachdem zuvor von den Bedeutungen eines höchst wichtigen anderen Zeichens gehandelt sein wird.

57. Es ist beinahe ein philosophisches Herkommen, Worte (oder »Begriffe«, an denen nur ihre Bezeichnung dann gemeint ist) mit dem Gelde zu vergleichen, wie es auch in dieser Abhandlung schon geschehen ist, u. a. als erwähnt wurde, daß konventionelle Redensarten zuweilen für »bare Münze« genommen werden. In der Tat ist die Analogie durchgehend. Dem Worte wie dem Gelde ist es wesentlich, daß sie Zeichen sind, und daß sie — wonach im Deutschen das Geld genannt ist — »gelten«, d. h. daß sie durch sozialen Willen die Gegenstände, deren Zeichen sie sind, vertreten. Das Wort ist Zeichen von Gegenständen als Vorstellungen oder Ideen; das Geld ist Zeichen von Gegenständen als Werten, d. h. insofern sie als nützlich-angenehm empfunden und gedacht werden, also auf das, was wir Wollen oder Streben im Menschen nennen mögen, einen Eindruck machen, kurz: bejaht werden. Wir können aber ohne Mühe die Analogie auch auf den verschiedenen Sinn ausdehnen, in dem Geld wie Wort »Bedeutung« hat. Nämlich A, durch naturwüchsigen sozialen Willen: das ist alles gemünzte Geld, B, durch künstlichen sozialen Willen: d. i. alles Papiergeld. Ebenso, wie die Namen von Begriffen empirisch fast nur vorkommen, indem sie auf die natürliche Sprache zurückführbar sind, so hat auch Papiergeld empirisch nur Bedeutung dadurch, daß es auf das »natürliche« Geld bezogen wird; wie aber, der Idee nach, die Namen von Begriffen sich direkt auf fingierte, konstruierbare und daher gleiche Gegenstände beziehen, so führt auch das Papiergeld den notwendigen Gedanken mit sich, direkt auf fingierte Werte, z. B. auf gleiche menschliche Arbeitsstunden bezogen zu werden. Der Gegensatz fordert etwas nähere Betrachtung. Wie das Wort aus dem, was noch nicht Wort, so entwickelt sich Geld aus dem, was noch nicht Geld ist. Das ursprüngliche Geld ist von anderen Werten nicht verschieden, dann nur wenig verschieden. Bekannt ist, daß auf

niedrigen wirtschaftlichen Stufen viele Werte die Funktionen des Geldes haben. »Wie rasch die allgemeine Absatzfähigkeit die Einbürgerung eines Gegenstandes als Geld ermöglicht, dafür bieten die Berichte neuerer Reisender unzählige Beispiele« (VON PHILIPPOVICH). Der soziale Wille ist hier noch von der sozialen Praxis wenig oder garnicht verschieden, wie der individuelle Wille auf seiner untersten Stufe nur das Gefühl der Tätigkeit und die daraus sich notwendig entwickelnden Gefühle gehemmter Tätigkeit (Unlust) und beschleunigter Tätigkeit (Lust) ist. Aber zweitens, »Übung und Gewohnheit haben allmählich das absatzfähigste Gut (sollte heißen: die absatzfähigsten Güter) zum allgemein üblichen Tauschmittel (*immo* = zu allgemein d. h. in bestimmten Verkehrskreisen gültigen Tauschmitteln) erhoben« (VON PHILIPPOVICH). Das sind Metalle, mit zunehmendem Besitze die edlen Metalle. Dazu kommt drittens die Garantie des Gemeinwesens für ein bestimmtes Gewicht und bestimmten Gehalt. In Kleinasien haben sich »die Anfänge des Münzwesens entwickelt, indem man Stücke edlen Metalles von bestimmtem Gewicht mit dem Wappen der prägenden Stadtgemeinde als einer Art von Garantiestempel bezeichnete« (NASSE). Diese Garantie ist wesentlich eine moralische, daher empirisch regelmäßig eine religiöse. Das Wort Moneta, das durch seinen Übergang ins Englische Weltbedeutung gewonnen hat *(money)*, rührt vom Tempel der *Juno Moneta* her, der ursprünglichen römischen Münzstätte. — Mit der Garantie durch den öffentlichen Glauben ist aber auch der Täuschung, der Lüge das Tor geöffnet: hier liegt die historische Rolle der Münzverschlechterungen, die hauptsächlich in der Zeit des Übergangs zum modernen Staate eine so übelberufene Rolle spielen. Der Staat, in seiner ersten Phase zumeist repräsentiert durch Fürsten und ihre Kriegskassen, verleiht den Münzen nicht so sehr durch moralische Garantie ihre Geltung, als durch den Zwang, der das allgemeine Tauschmittel zum gesetzlichen Zahlungsmittel macht. Die Natur dieses Zwanges zeigt sich erst in reiner Gestalt durch die Papierwährung, die bedruckte Zettel zu gesetzlichen Zahlungsmitteln und dadurch auch zu gangbaren Umlaufsmitteln erhebt, wobei ihr wirklicher Wert nicht sowohl durch den moralischen, als durch den kaufmännischen Kredit der Staatsregierung bedingt ist. Dieser, der kaufmännische Kredit, liegt überhaupt aller Geltung von Geldsurrogaten, seien es beschriebene, gedruckte oder lithographierte Papiere, zu grunde. Er macht auch — und dies ist die Form, die wir gegenüber dem staatlichen Papiergelde als die frühere Stufe ver-

stehen — konventionelles Papiergeld (möge es so genannt werden oder nicht) in Gestalt von mannigfachen Kredit-Umlaufsmitteln. Dahin gehören »Wechsel, Anweisungen, Checks, Coupons, Briefmarken« und charakteristischer Weise auch »einlösbares staatliches Papiergeld« (A. WAGNER). Diesem ganz ähnlich ist die Banknote, die von einer Monopol-Zettelbank ausgegeben wird, nachdem solcher Bank die Ausübung des staatlichen Notenregals übertragen wurde. Die Verwaltung jeder großen Bank geschieht aber — in weit höherem Maße als die Verwaltung irgend eines Staates — nach wissenschaftlichen Prinzipien, insbesondere nach den Regeln der Wahrscheinlichkeits-Rechnung (des »*calcul des probabilités*«). Wir dürfen die Banknote (ihrer Idee gemäß) das wissenschaftliche Geld nennen. Darum haben sich auch die philosophischen Pläne einer Rekonstruktion der ökonomischen Gesellschaft so oft und leicht mit dem Gedanken einer reinen Kreditwirtschaft verbunden, die dann wohl als Synthese der Natural- und der Geldwirtschaft begriffen wurde. Das soziale Wertzeichen würde — wie das Papiergeld — nur von sozialem Willen seine Geltung ableiten; aber es würde, anstatt auf Geld — das halb-natürliche Zeichen aller Werte —, sich, gleich dem Gelde, direkt auf alle Werte beziehen. Werte werden sonst gleich gemacht durch den Austausch, generell also durch den Handel — ihre Gleichheit hat den konventionellen Charakter. Hier dagegen würde eine Gleichwertung nach wissenschaftlichen Prinzipien geschehen: Werte würden insgesamt auf die in ihnen verkörperte notwendige Arbeit, diese am einfachsten auf die durchschnittliche Arbeitszeit bezogen werden. Ein Mittleres zwischen jener realen und dieser idealen Gleichung kommt vielfach vor, z. B. in gesetzlicher Bestimmung von Honoraren, von Beamtengehalten, und liegt auch den gesetzlichen Beschränkungen der Arbeitszeit und anderen Einmischungen in den freien Vertrag als Preisregulator menschlicher Arbeitskraft, zu grunde. Ferner kann aber die Idee einer Anweisung auf »geronnene Arbeitszeit« füglich mit den zugleich im Handel umgehenden und gesetzlich gültigen Besitz- und Forderungstiteln verglichen werden; diese lauten zwar auf einen Geldbetrag, bei reinen Besitztiteln (Aktien) ist aber dieser ohne Bedeutung gegenüber der Bedeutung als Anteil an einem Kapital, das mit seinem Geldwerte nur in der Rechnung figuriert.

58. Die Mannigfaltigkeit des Sinnes, worin man von einem Worte oder anderen Zeichen sagen kann, daß es Bedeutung habe, läßt sich also auf folgende Art klassifizieren: 1. Bedeutung nach

der Absicht des Individuums, das sich des Wortes oder anderen Zeichens bedient (subjektive Bedeutung, die also hineingelegt wird). 2. Diese aber ist wesentlich bedingt hinsichtlich des Wortes, wie aller sozial gültigen Zeichen, durch die Bedeutung, welche sie im regelmäßigen Gebrauche haben (objektive Bedeutung). Die objektive Bedeutung aber ist wesentlich verschieden, je nachdem der soziale Wille, den wir als ihren Urheber denken, diese Bedeutung mit dem Zeichen selber schaffend entwickelt, oder sie für bestimmte Zwecke dem Zeichen beigelegt hat. Wir nennen jene die natürliche, diese die künstliche Bedeutung. Jede modifiziert sich nach drei Gestaltungen des ihr zu Grunde liegenden sozialen Willens, die wir unterscheiden nach einem Prinzip, das in der ersten Gattung (A) der Einteilung von Willenshandlungen in triebhafte, gewohnheitsmäßige und gedankenhafte entspricht; sie wurden genannt: natürliche Harmonie, Sitte, Glaube, oder in bezug auf die Sprache: Sprachbildungstrieb, Sprachgebrauch, Sprachgenius.

59. Die Gestaltungen des sozialen Willens der anderen Gattung (B) aber werden in analoger Weise unterschieden, je nachdem er 1. auf seiner ersten Stufe aus den individuellen Willen hervorgeht (sensuelle Stufe), 2. durch einen ständigen, anerkannten Träger repräsentiert wird (sensuell-intellektuelle Stufe), 3. als denkender, durch mehrere, wenn auch nicht anerkannte Subjekte repräsentiert wird (rein intellektuelle Stufe). So unterscheiden sich Konvention, Gesetzgebung, Wissenschaft, die wir in Anwendung auf die Bedeutung von Wörtern

Abmachung Bestimmung Definition

nennen mögen. Nun soll in Kürze gezeigt werden, wie den Arten des Sinnes, die so klassifiziert wurden, verschiedene Methoden für Mitteilung und Auslegung von Bedeutungen — der Wörter und anderer Zeichen — entsprechen. Zuerst der Mitteilung, und zunächst in bezug auf Wörter: hier ist der Redende oder Schreibende zu beobachten. Auf der ersten Stufe ist die Mitteilung, und entsprechender Weise das Verständnis, leicht unter gewissen primitiven Bedingungen. 1. Je intimer die gegenseitige Zuneigung, Sympathie oder auch nur die gegenseitige Kenntnis und Vertrautheit; wie leicht hier jedes Zeichen verstanden wird, jede »Andeutung« genügt, läßt sich auch bei entwickelter Sprache im täglichen Leben bemerken, z. B. bei einem Liebes- oder Ehepaar, unter intimen Freunden u. dgl. Der Sinn der Worte ist hier am meisten mit dem Sinne der Töne, also mit der Musik, der »Sprache des Gefühls«

verwandt und verwoben. 2. Auch in weiterem Kreise, je näher noch die Lautzeichen den natürlichen Zeichen stehen (expressive und imitative Laute). 3. Je mehr sie durch andere Zeichen, insbesondere durch die Geberdensprache unterstützt werden (demonstrative Laute) oder auch die bloß assoziativen Laute durch diese und durch die vorher genannten beiden Arten unterstützt werden. In umgekehrtem Verhältnisse ist die Mitteilung schwierig, erfordert daher die entsprechenden Hilfsmittel, wo sie ihrer entbehrt. Die Geberdensprache tritt am häufigsten als »gemeinverständlich« vikarierend ein, wo die Wortsprache fehlt oder lückenhaft ist oder wegen organischer Defekte versagt. — Bei schriftlicher Mitteilung fallen aber die sub 2 und 3 genannten Hilfsmittel weg, nur daß die gewollte Betonung wenigstens angedeutet werden kann, teils durch besondere Zeichen, teils durch den »Bau« der Sätze, ferner kann das Verständnis des Geschriebenen durch bildliche Darstellungen — von denen die Schrift abstammt, wie die artikulierte Sprache von der unartikulierten — erleichtert, unter Umständen ersetzt werden. — Auf dieser Stufe ist also die Mitteilung an individuelle und natürliche Bedingungen geknüpft. Sie hat die (in einem größeren Kreise) verstandene Sprache noch nicht als fertiges soziales Organ, dessen jeder in dieses soziale Leben Hineingeborene und Hineinerzogene mit relativer Leichtigkeit und Sicherheit sich bedient. Dies ist der Fall, in dem Maße als der Sprachgebrauch eine Macht geworden ist. Hier hat sich eine Masse von festeren Bedeutungen herausgebildet, so daß sogar regelmäßig Wortvorstellung und Gegenstandsvorstellung verschmolzen sind. In vielen Ausdrücken, zumal solchen, die dem Alltäglichen ferne liegen (den Ausdrücken »komplexer Ideen«), ist jedoch der Sprachgebrauch vieldeutig und schwankend, läßt daher ihrer individuellen Anwendung große Freiheit. Je mehr diese Freiheit gebraucht wird, desto mehr fällt der Redende auf die Bedingungen der ersten Stufe zurück oder muß seine Meinung, d. h. die Bedeutung, die er seinen Worten beigelegt wissen will, in gewöhnlicheren, daher im Sprachgebrauch fester angesiedelten Worten auseinanderlegen, sie also gleichsam »übersetzen« (die komplexen Ideen explizieren). Die Sprache des Sprachgebrauchs als ein Allgemeines gegenüber den vielen Mundarten unterscheidet sich in fortgeschrittenen Bildungszuständen als Schriftsprache von der Umgangssprache. Hier ist die Mitteilung individuellen Sinnes in einem sozialen Stoffe zwar noch mit allen Mängeln behaftet, die beim Gebrauche der Zeichen von Zeichen unvermeidlich sind; aber

die Kenntnis der schriftlich fixierten Sprache nötigt auch zu einer bewußteren Unterordnung unter gegebene, durch Lehre mitgeteilte Normen und Regeln, deren Beobachtung wiederum das Verständnis, also die soziale Anwendung, erleichtert. Ähnliches gilt auch für die mündliche Mitteilung auf der dritten Stufe. Die Mitteilung bewegt sich hier zum großen Teile in festen Formen, die durch Alter und Autoritäten geheiligt, daher als wertvolles Erbe überliefert und jedem Teilhaber bekannt werden. Auch verbindet sich hier die auf der zweiten Stufe vorherrschende Mitteilung von Vorstellungen mit der die erste Stufe charakterisierenden leichteren, der Erregung von Gefühlen: von sozialen Gefühlen differenzierterer Art, wir dürfen sagen, von Feiertagsgefühlen. Sofern dies die Erfüllung ist, stört auch die minder verständliche oder gar unverständliche Sprache nicht, die also dann ihre eigentliche Bestimmung verfehlt, indem die Wörter wieder auf die Assoziationen ihrer Klangbedeutung reduziert werden. Mit dieser vermählt sich auch die poetische Rede: obgleich sie, wie alle Kunst, ursprünglich durch Volksanschauung, Tradition, Kultus streng gebunden ist, neigt sie doch, phantastischer Eingebung folgend, zu freierem Gebrauche der Sprache, und wird dadurch schwerer verständlich, wenn nicht diese Tendenz wieder aufgehoben wird dadurch, daß ihr die Phantasie der Hörer entgegenkommt, an die sie durch bildliche Ausdrücke, durch Gleichnisse, durch Rhythmus und Metrum sich wendet. Echte Poesie ist die reinste Gestalt des Sprach-Genius selber.

60. In schriftlicher Mitteilung fehlen der künstlerischen, feierlich erhabenen oder schönen Rede wiederum die besten ihrer Ausdrucksmittel. Wo dennoch solche Rede gerade für dauernde Beurkundung, daher für das Verständnis späterer Geschlechter dienen soll, ist sie teils auf kurze zusammenfassende Formeln und auf »symbolische Handlungen«, deren Bedeutungen leichter verständlich sind, sich besser in gleichem Sinne erhalten, teils auf weitläufige »Umschreibungen« angewiesen. Daher die Bündigkeit des Lapidarstiles neben der Breite des Kanzleistiles — beide wollen die Bedeutungen ihrer Worte tief einprägen. Die »Schriftsprache« empfängt von diesen Stilen, weit mehr aber von allen künstlerischen Stilen des Wortgebrauches bedeutende Einflüsse, und wirkt um so mehr auch auf den mündlichen Sprachgebrauch zurück.

61. Die folgenden drei Stufen stehen, wie schon angemerkt wurde, in einer gewissen Korrespondenz zu den drei ersten; sie stehen aber auch in einem sozialen Zusammenhange, so daß die

vierte in der ganzen Reihe sich an die dritte, die fünfte an die vierte anschließt usw. Alle drei späteren Stufen haben im allgemeinen eine hohe Kultur, eine zu mannigfachstem Gebrauche ausgebildete Sprache, folglich auch die Schriftsprache, zur Voraussetzung. Es wurde schon gesagt, daß sie sich der Sprache als eines Werkzeuges frei bedienen: das Wort wird in bewußter Weise zum Mittel für den Zweck der Mitteilung gestaltet: daher fällt alles unwesentliche »Beiwerk«, das Gefühle ausdrückt und Gefühle erregt, weg; die Sprache wird prosaisch, darum genügt der »trockene«, schriftliche Ausdruck; das Individuelle taucht unter, es herrschen bestimmte, soziale Stile, Formen, Methoden wie Schablonen, — alles dies um so mehr, je reiner sich in der Wirklichkeit darstellt, was diesen Begriffen entspricht. Auf der anderen Seite liegt aber gerade hier ein entwickelter Individualismus oder Egoismus zu grunde — Bestrebungen, die sich um jeden Preis, also auch auf Kosten der anderen durchsetzen wollen, und auch die sozialen Ordnungen und Regeln nur als Mittel für ihre Zwecke betrachten, daher sich solchen nur widerwillig und bedingter Weise unterordnen. Das soziale und individuelle Prinzip balancieren also und streiten gegen einander, beide zur Schärfe und eben dadurch zu Gegensätzen entwickelt. Für die Mitteilung in Worten ergibt sich daraus folgendes: das Verständnis ist auch hier nur leicht für den, der die »Sprache«, aber auch die Ideen kennt; es ist sogar oft nur möglich dadurch, daß man »eingeweiht« ist; übrigens ist es im weiten Umfange ferner bedingt durch Kenntnis der Person dessen, der seinen Willen oder seine Meinung kundgibt, denn je nach ihrer Vertrauenswürdigkeit muß erkannt werden, ob es ihr darum zu tun ist, etwas Wirkliches mitzuteilen oder ob sie etwa gehaltlose konventionelle Phrasen »dreschen«, wenn nicht geradezu täuschen oder doch sich zweideutig ausdrücken will; ebenso ob der Gesetzgeber etwa durch mehrdeutige Worte Schlingen legt oder Fallen stellt (man denke an sogenannte »Kautschuk-Paragraphen«!); ob der Gelehrte sich absichtlich in Dunkel hüllt und, weil seine Begriffe schwach sind, der Worte Schwall vermehrt. Immer bleibt hier, zumal wenn nur die Schriftzeichen von Worten vorliegen, der Auslegung (Interpretation) das weiteste Feld. Diese ist ihrem Wesen nach immer Übersetzung in eine leichter verständliche Sprache oder Ausdrucksweise. Sie ist im allgemeinen innerhalb der gleichen »Sprache«, d. h. eines formal zusammenhängenden Systemes, um so schwieriger, je weiter die Worte von ihren ursprünglichen sinnlichen Bedeutungen oder von dem

ursprünglich in ihnen enthaltenen sozialen Willen sich entfernt haben. Die Methoden der Deutung sind daher 1. auf der ersten Stufe die Etymologie, 2. auf der zweiten die Erforschung des besten, d. h. festesten, regelmäßigsten Gebrauches, 3. auf der dritten die der zu Grunde liegenden Anschauungen, Meinungen, Vergleiche, Bilder usw., um besondere Bedeutungen auf allgemeine, höhere auf einfache, uneigentliche auf eigentliche zurückzuführen. Um solche Zurückführung handelt es sich auch bei allen folgenden Stufen. Hier ist nicht sowohl der ursprüngliche, als der gerade jüngste, moderne Sinn zu erforschen, den die Wörter nach Absicht der konventionell verbundenen Individuen, nach Absicht des Gesetzgebers, nach Absicht der wissenschaftlichen Autoren haben sollen. In überwiegendem Maße sind es Begriffe, die hier bezeichnet werden, d. h. Gedankengebilde bestimmter Intention, die nur in Worten der gewöhnlichen Sprache (1—3) erklärt werden kann. Je mehr diese Worte vieldeutig, ungewissen Ursprungs, schwankend im Sprachgebrauch, figürlich sind, desto schwieriger ist die klare und sichere Interpretation. Daher die Massenhaftigkeit von Kommentaren und von Kontroversen zu rituellen Vorschriften aller Art, nachdem sie zu konventionellen erstarrt sind; zu Gesetzbüchern, die Rechtskraft erlangen oder erlangen sollen; zu philosophischen Systemen, je zweifelloser solche als gültig anerkannt werden, wie so viele Jahrhunderte hindurch Physik und Metaphysik des Aristoteles, wie neuerdings zu KANT, geraume Zeit zu HEGEL usw. Ebenso machen aber auch Dichter und andere Autoren, die als »klassisch« gelten, Erläuterungen ihres Sprachgebrauches notwendig. Vollends heilige Bücher und gar »Orakel«, die geflissentlich mehrdeutiger Worte sich bedienen.

62. Es bedarf nur einer kurzen Hinweisung auf die Tatsache, daß die Analogie des Zeichens »Geld« mit dem Zeichen »Wort« auch auf die Arten der Mitteilung und Erklärung sich erstreckt, wenn gleich diese Analogie nicht ins Detail sich verfolgen läßt. In engen Lebenszuständen, wo die Bedürfnisse gleichartig, werden dauerhafte Werte leicht als Geld angenommen, bei höherer Entwicklung regelmäßig nur Metallstücke; diese aber muß der Einzelne noch prüfen auf Gehalt und Gewicht, bis der Garantiestempel den Umlauf erleichtert und das Geld zum Gleichnis aller Werte macht. In der Regel ohne Zweifel zu erregen, wenn auch Falschmünzerei jedem, der am Verkehr teilnimmt, Gefahr bringt. Papiergeld ist seinem eigentlichen Sinne nach immer nur eine Anweisung auf Geld,

also ein Zeichen des Zeichens, es kann aber völlig dessen Stelle vertreten, also auch für alle möglichen Werte gelten. Es ist der Fälschung noch mehr ausgesetzt, als die Münze; besonders aber steigert sich die Gefahr einer schädlich vermehrten Emission, die das einzelne Stück entwertet, d. h. seine wirkliche und als vernünftig anerkannte Geltung unter den »Nominalwert« herabdrückt. Vergleichbar ist auch hier der Überfluß an Worten, den Redner und Schriftsteller doloser oder fahrlässiger Weise emittieren; und gutgläubige Kommentare dazu können wohl an der Einfalt dessen gemessen werden, der sich Assignaten hat aufschwatzen lassen und nun meint, daß man sie zu ihrem vollen Werte ihm wieder abnehmen müsse, weil dieser Wert doch gedruckt, durch Stempel und Unterschriften beglaubigt, dastehe.

63. In diesem Zusammenhange bleibt noch die Erläuterung des Sinnes übrig, worin wir »Wissenschaft« als eine Form des sozialen Willens bestimmt haben, des Sinnes also, wodurch Begriffsnamen ihre Bedeutung oder, sagen wir, ihren Kurs erhalten. Denn dieser Sinn ist, seiner normalen Gestalt nach, durchaus bedingt durch die Methode der Übertragung und Interpretation solcher Bedeutungen. Dies ist auf den früheren Stufen nicht der Fall. Zwar verbindet sich auf allen die Lehre mit den übrigen Weisen der Bekanntmachung oder des Bekanntwerdens öffentlicher oder geheimer Bedeutungen von Wörtern; aber auf keiner bildet sie ausschließlich das Wesen des sozialen Willens, so daß dieser durch Lehre entsteht, erhalten und fortgepflanzt wird. Von dieser Art ist aber die Wissenschaft: durch Lehre bildet sich eine Gemeinde, die an dem Besitze ihrer Begriffe, d. h. Kenntnis ihrer Bedeutungen und der Kunst, mit ihnen zu operieren, Anteil nimmt. Auch für die (korrespondierende) dritte Stufe fanden wir Lehre charakteristisch; aber dort ist sie nur die angemessene Form der Überlieferung, wie sie in minder entwickelter Gestalt schon die spontane Nachahmung als Anleitung dazu befördert. Der soziale Wille, den wir dort als Glauben bestimmten, ist ihr präexistent und bedingt sie selber. Hier aber wird gedacht — auch dies ist ein idealer Grenzfall —, daß der soziale Wille zunächst nur durch die individuelle Gestalt des Lehrers repräsentiert wird; es sammeln sich um ihn die Schüler, die aus eigener, freier Einsicht in die Anerkennung der von ihm gebildeten Begriffe und somit deren Zeichen gelten zu lassen, einwilligen. Hier ist die Lehre weit davon entfernt, einen Glauben an die Zeichen, Teilnahme an deren abgesonderter und heiliger oder auch nur ästhetischer Be-

deutung beizubringen; vielmehr sind ihr die Zeichen an und für sich völlig gleichgültig, sind nichts als Zeichen, d. h. als Mittel für die Bezeichnung, ohne allen »inneren Wert«. Wir unterscheiden so die Begriffe und untersuchen hier nicht, wie in Wirklichkeit die Arten der Lehre sich zu einander verhalten; man sieht aber leicht, daß sie zahlreiche Übergänge aus der einen in die andere Gattung darstellt. Dagegen ist offenbar, wie der *»free assent«*, mit dem Locke so eindringlich dem, der die Wahrheit suche, höchst vorsichtig umzugehen empfiehlt, mehr den Zweifel als den Glauben zur Basis hat, daß er aber zu allererst den Begriffen gegeben werden muß, die in Urteilen enthalten sind; und daß diese freie Übereinstimmung Begriffe zu konventionell gültigen Mitteln der Erkenntnis stempelt. In der Tat können freie Personen, auch ohne als Lehrer und Schüler sich zu einander zu verhalten, über die Gültigkeit von Begriffen einen Vertrag schließen und die Bedeutung auch solcher Wörter vereinbaren. Wir bringen aber durch Absonderung der Wissenschaft den Gedanken zum Ausdruck — dem eine breite Wirklichkeit entspricht — daß regelmäßig die Bildung und Ausprägung von Begriffen geniale Individuen zu Urhebern hat, die sich also gewissermaßen, zunächst aber zu ihrer Schule, als Gesetzgeber verhalten. So sehr auch anderseits die Überlieferung und der blinde Glaube in diesem Gebiete, wie in jedem anderen, eine große Rolle spielt, so ist doch in einem Zeitalter wissenschaftlichen Lebens die Entwickelung, Umbildung, Neuerung von Begriffen, gleich den Umwälzungen der Technik, in weitestem Umfange der Beobachtung offen. »Je mehr geistiges Leben eine Zeit enthält, desto mehr wird sie die überkommene Lage der Terminologie verändern.« (EUCKEN.) —

II.

64. Es ist gefragt worden nach den Ursachen der Unklarheit und Verwirrung in psychologischer und philosophischer Terminologie. Die Tatsache, daß solche Unklarheit und Verwirrung vorhanden sei, wird als gegeben vorausgesetzt. Es gehört daher nicht zu unserer Aufgabe; diese Tatsache zu erhärten; den Zweifelnden aber müssen wir auf Vergleichung der am meisten anerkannten und je in ihrer Besonderheit hervorragenden Werke, europäischer und amerikanischer Provenienz, hinweisen, von denen fast jedes in diesen Gebieten mit anderen oder doch anders bestimmten Begriffen operiert. Aber auch innerhalb eines jeden einzelnen Werkes wird man bei scharfer Prüfung nicht immer eine durchgeführte Terminologie antreffen, sondern oft den Sinn, in dem ein Kunstausdruck eingeführt wurde, ja die Definition, die ihm mitgegeben wurde, im Verlaufe der Erörterung verlassen und scheinbar vergessen finden, so daß der Leser, der daran wie an einem Stab sich halten wollte, diesen unter seiner Hand zerbrechen fühlt. »Wer die Philosophie ins Auge faßt, soweit sie sich mit dem Gesamtleben berührt, der wird die der Unsicherheit und Verworrenheit der Sprache entstammenden Mißstände schmerzlich empfinden« (EUCKEN).

65. Wir richten also unsere Forschung ausschließlich auf die Ursachen jener Unklarheit und Verwirrung, um dann auf die Mittel zur Verbesserung so unerwünschten Zustandes bedacht zu sein.

66. Die wesentlichen Ursachen werden teils in allgemeinen Hemmnissen, teils in den historischen Bedingungen enthalten sein, die dem Stande und der Bewegung dieser Wissenschaften zu grunde liegen. Diese aber sind von mannigfacher Art. Wir müssen sie hier darstellen, wie sie uns, für die Beurteilung dieser Kausalität, in schärfster Ausprägung erscheinen.

67. Wir müssen aber zuvörderst feststellen, daß die Bemerkung selber und die Klage über diesen Zustand nicht der gegenwärtigen Zeit allein angehört, sondern von altem Datum ist. Um von Stimmen

aus der Antike abzusehen, so hat seit der Erneuerung der Wissenschaften eine Reihe hervorragender Denker auf das Übel einer unklaren Terminologie hingewiesen und den Ursachen nachgeforscht. Im 16. und 17. Jahrhundert verbreitete sich unter den freier Denkenden die Überzeugung, daß der ganze herkömmliche Betrieb der Philosophie auf den Universitäten — die Scholastik — wertlos sei. Leere Wortwissenschaft werde gelehrt; unter einer ausgebildeten Terminologie halte sich Unwissenheit und Aberglauben verborgen. Verhöhnt wurden die Kunstworte, verachtet die subtilen Distinktionen. Man bekundete den Entschluß, diese ganze Überlieferung von sich abzutun, um unmittelbar zu den Dingen vorzudringen. Das Buch der Natur hielt man allein für lesenswert; sei es, daß man, wie BACO, von einzelnen Erfahrungen zu Verallgemeinerungen sich erheben wollte oder, daß man, wie GALILEI, erklärte, das Buch der Natur sei in geometrischen Figuren geschrieben, wer es verstehen wolle, müsse die Sprache der Triangel und Quadrate erlernen.

68. Die mathematische Richtung übertraf aber jene induktive bei weitem an Gehalt und Wirkung; sie begründete die moderne Philosophie. Soweit nun diese die wissenschaftliche Aufgabe der Naturerklärung sich setzte, ja in erster Linie Physik war, kam ihr in der Tat die ausgebildete Zeichensprache der geometrischen Figuren, der Arithmetik, und bald auch der Algebra in hohem Maße zu Hülfe. Auf dem Werkzeuge der mathematischen Formel beruht noch heute das internationale Verständnis der großen Theoreme, die in jenem Gebiete siegreich geworden sind. Daneben hat in jüngerer Zeit auch die wesentlich auf Induktion und Experiment begründete Chemie ihre eigentümliche Formelsprache ausgebildet. Aber auch, was in Physik und Chemie über die Formeln hinausgeht, hat terminologisch geringe Schwierigkeiten gemacht. Zum guten Teile rührt dies günstige Resultat daher, daß man in der Terminologie nicht neuerungsüchtig war; und dies wiederum ist dem Umstande zuzuschreiben, daß trotz freien Schaltens der Abstraktion, die zu grunde liegenden Dinge und Vorgänge der Beobachtung und dem Experiment offen liegen, oder doch, als erschlossene, in hohem Grade wahrscheinlich gemacht werden. Einmütig über den Gegenstand der Vorstellung oder des Begriffes, wird man gegen die Bezeichnung gleichgültig, und läßt gern einen überlieferten Terminus, wenn dieser auch ehemals eine andere Bedeutung hatte, gelten, da niemand diese Bedeutung wiederherzustellen sich versucht fühlt; oder man nimmt den von einem Meister geprägten Ausdruck

dankbar entgegen, auch wenn er etwa »nicht glücklich gewählt« scheint; um dem Streite über Geschmacksachen vorzubeugen. So ist denn im wesentlichen das erreicht worden, was die kühnen Propheten des neuen Zeitalters verlangten. Um theoretische Logik, daher auch um die Prinzipien der Terminologie, hat man sich wenig gekümmert; die ganze Scholastik ist über Bord geworfen, mit der Theologie ist ihre Schwester, die Metaphysik, in einen Winkel geschoben, von dem aus sie den Naturforscher nicht stören können: Metaphysik hieß ja jene in »abstrusen Distinktionen« und unverständlichen Ausdrücken sich ergehende Scheinweisheit, die zusammen mit der Logik das »pedantische Studium des barbarischen Mittelalters« erfüllt hatte — auch durch die Logik wähnte man über die Dinge selber, denen doch nur durch Erfahrung und durch Rechnung beizukommen ist, etwas ausmachen zu können. Wenn diese Stellung der modernen Naturwissenschaften zu den alten Säulen der Philosophie bezeichnend dafür ist, daß jene sich völlig selbständig gemacht haben und beinahe völlig siegreich geworden sind, so hat doch eine eigene Entwicklung der Logik und der Metaphysik nicht gefehlt, so wenig, wie eine Ausdehnung des wissenschaftlichen Denkens auf Gebiete, die der Physik und Chemie wenig oder garnicht zugänglich sind, dem philosophischen Interesse aber mindestens ebenso nahe liegen. Da ist denn nicht zu verwundern, daß von jener Zeit an, da die Mechanik mitten in die Werkstätte der Natur hineinzuführen schien, resolute Forscher unternommen haben, das Werkzeug, dem dieser Erfolg am meisten verdankt wurde, teils zu vorausnehmenden Verallgemeinerungen, teils zur Erweiterung der Sphäre des Wissens überhaupt anzuwenden: das Werkzeug der mathematischen Methode. Daher im stolzen und starken 17. Jahrhundert die energische Bemühung, neben der Physik auch die Psychologie, die Moral und Politik »*more geometrico*« zu traktieren, d. h. zu demonstrieren. Worin lag aber die Stärke dieser Methode? Man war darüber einmütig: im lückenlosen Fortgange von gesicherten Ausgangspunkten aus, mit anderen Worten in der Verknüpfung unbezweifelter und unbezweifelbarer Sätze zum Beweise von Sätzen, die sonst bestritten werden können. Einige erklärten: die Grundlagen sind lauter Definitionen, andere hielten sich an die gegebene Form der Mathematik und meinten, weil jene absolute und höchste Methode unmöglich sei — denn es gebe Urwörter, die man nicht definieren könne — so müsse man darauf verzichten und sich begnügen, alle Termini zu definieren, deren Sinn nicht durch sich selber

klar und bekannt sei (vgl. PASCAL). Alle mußten die schärfste Aufmerksamkeit auf die Terminologie gerichtet halten, und versuchen, die Fundamente zu legen, die man für unentbehrlich hielt. Man war geneigt zu glauben, daß der größte Teil der Streitigkeiten zwischen philosophischen Sekten verschwinden würde, wenn man nur über die Bedeutung der Wörter sich geeinigt hätte, man nahm also an — und die Erfahrung des Tages lehrte es damals wie heute —, daß viele Disputanten einander garnicht verstehen, daß mancher mit seinem Gegner einverstanden sein würde, wenn er ihn verstünde, d. h. wenn er wüßte, welche Meinung jener mit seinen Ausdrücken verbinde: für den von Vorurteilen gereinigten Verstand, der sich auf das Zeugnis der Sinne und, fügen einige hinzu, der inneren Wahrnehmung *(reflection)* verlasse, könne es über die allgemeinen Tatsachen und ihre nächsten Zusammenhänge kaum eine Verschiedenheit der Meinung geben. Das Unheil sei nur darin gelegen, daß jeder diese Tatsachen anders benenne — also in der Sprachverwirrung. Mehr oder minder ausgesprochen, mehr oder minder schrankenlos, war dies die Ansicht der Philosophen der »Aufklärung«: DESCARTES, HOBBES, SPINOZA, PASCAL und der Logiker von PORT-ROYAL, LOCKE, LEIBNITZ, BERKELEY, CONDILLAC, WOLFF mögen hier im großen Zusammenklange genannt werden. Viel seltener ist die Klage, daß unter gleichen Ausdrücken sich Verschiedenheit der Gedanken versteckt halte. Mehrere dieser großen Autoren glaubten aber nicht, daß durch Definitionen allein die Schwierigkeit gelöst werden könne; sie bezweifelten die Tauglichkeit jeder Natursprache für wissenschaftliche Zwecke. Die Anklagen, denen minder berühmte Namen sekundierten, lassen sich leicht auf die drei Begriffe beziehen, unter denen die gegenwärtige Abhandlung den natürlichen sozialen Willen betrachtet hat. Sie gingen nämlich dahin: 1. daß den Dingen ihre Namen gegeben seien, auf Grund mangelhafter Erkenntnis, nach den Eindrücken der Fantasie, nach dem Scheine. 2. daß der Sprachgebrauch unsicher und unkonsequent sei, daß er in weitem Umfange mehr den widersprechenden Gefühlen und Interessen als den übereinstimmenden Einsichten und Gedanken der Menschen Ausdruck gebe. 3. daß die gewöhnliche Rede, aber auch insbesondere die philosophische Terminologie, angefüllt sei mit uneigentlichen bildlichen Ausdrücken, wodurch Unklarheit und Verwirrung gehäuft werde. Die erste Anklage richtete sich besonders gegen die Klassifikation der Organismen. Sie war um so schärfer, da nach der hergebrachten, bestautorisierten Lehre, die Gattungen und

Arten für Realitäten gehalten wurden, so daß also eine reale Essenz, die durch den Namen bezeichnet werde, allen Individuen dieser Gattung oder Art gemeinsam innewohnen sollte. In der Tat hängt der »Realismus« der Schulen, in der Form, wie er gemeinhin verstanden wurde, innig zusammen mit der Meinung, daß zwischen Dingen und Namen ein natürliches und notwendiges Band existiere, während die nominalistische, freiere Denkungsart die Erscheinungen in ihrer namenlosen Vereinzelung auffaßt, und das Recht in Anspruch nimmt, sie neu zu benennen, wie sie es als zweckmäßig erkennt; praktisch bedeutet das: sie nach ihren eigenen Gesichtspunkten, d. h. nach Beobachtung der konstantesten und am meisten charakteristischen Merkmale zu unterscheiden, zu ordnen, zu klassifizieren. Wenn hierdurch zunächst eine künstliche Systematik begünstigt, weil allein für möglich gehalten, schien, so mußte doch die Untersuchung selber den Gedanken der natürlichen Ordnung hervorrufen, einer Klassifikation also, die den wirklich gemeinsamen Merkmalen jeder Tier- und Pflanzenart, Gattung, Familie gerecht werde; in diesem Sinne haben die großen französischen Naturalisten gearbeitet, die Subordination und die Korrelation der Organe festzustellen. Die Anerkennung und Aufdeckung eines »Bauplanes der Natur«, den man in seiner durchgehenden Einheit, wie in seinen mannigfachen Verzweigungen erforschte, hätte nun freilich, wenn der alte Streit noch gelebt hätte, als ein Sieg des Realismus erscheinen können, und hat durch die Lehre von der »Konstanz« der Arten allerdings in dieser Richtung gewirkt. Zugleich aber führte die Morphologie unmittelbar in die Entwicklungslehre hinüber, die in entgegengesetzter Richtung, also wiederum im Sinne des alten Nominalismus, endliche Entscheidung zu bringen schien. Wie dem auch sei, mit Gewißheit darf gesagt werden, daß der Fortschritt der beschreibenden Naturwissenschaften, und in Anlehnung an sie, der Biologie, jene Klagen in diesem Gebiete zu schanden gemacht hat; vom Standpunkte jeder Sprache — mögen nun ihre Benennungen von antiker Wissenschaft abstammen oder diese von der Volksanschauung noch ungetrennt gewesen sein — sind alle neueren Klassifikationen der Organismen unnatürlich, d. h. sie beruhen auf methodischem Studium innerer Verwandtschaft anstatt auf naiven Wahrnehmungen äußerer Ähnlichkeit — sind daher aus dem Groben in unendliche Feinheit entwickelt und angefüllt mit künstlichen Namen, die freilich auch neue Verwirrung durch die Verschiedenheit und den Streit der Systeme hervorbringen. Diese Terminologie

aber — so wichtig auch die Biologie in philosophischer Hinsicht ist — betrachten wir hier nicht als spezifisch philosophische mehr.

69. Hingegen besteht die zweite Anklage in voller Kraft noch heute. Sie betrifft, ihrem Wesen nach, hauptsächlich die moralischen Meinungen und Begriffe. Der Sprachgebrauch hat in bezug auf diese eine charakteristische Funktion. Seine Zusammenhänge mit den natürlichen Gefühlen und Gewohnheiten, aber auch mit dem Volksglauben und mit gültigen Normen des Urteiles, treten hier auf das deutlichste hervor. Die umlaufenden Prädikate, mit denen Neigungen, Handlungen, Charaktere und Menschen belegt werden, gehören zu den Wörtern, die als ausschließliche Bedeutung oder als Mitbedeutung eine Bejahung oder Verneinung — Billigung oder Mißbilligung — des Redenden ausdrücken; sie geben aber diesem subjektiven Verhalten die Form einer objektiven Qualität — (wie es, den Lehren der reformierten Physik gemäß, in etwas anderem Sinne ebenso mit den sinnlichen Empfindungen der Fall ist). Wenn nun zwar in vielen Einzelheiten der individuellen Freiheit, mithin dem Zweifel und dem Streite, weiter Spielraum bleibt, so sind doch die Prinzipien des moralischen Denkens in der Sprache so festgelegt, daß ein Verstoß dagegen nicht allein als Übertretung des Sprachgebrauchs, sondern hauptsächlich als ein moralischer Frevel empfunden und verneint wird. Die offene — d. h. durch Worte oder andere Zeichen kundgegebene — Billigung und Mißbilligung, generelle oder singuläre, von Handlungen, Grundsätzen usw. untersteht selber, als eine Handlung, der öffentlichen Billigung und Mißbilligung und dem, was daraus folgen mag. Der soziale Wille dieser Öffentlichkeit deckt sich nun aber keineswegs mit demjenigen, der in der Sprache und ihrem Brauch sich verkörpert. Von jenem gibt es viele Arten, deren Kreise mit den Kreisen eines Sprachgebrauches zwar vielfach sich schneiden, hie und da sich decken, teils aber ihn umschließen, teils in ihm enthalten sind. Soziale Stände, Klassen, Schichten, Berufe, politische Körper, Korporationen, Parteien, religiöse Gemeinden, Sekten, Kirchen, künstlerische und wissenschaftliche Schulen und Richtungen — jede solche Gruppe hat, wenigstens in einigen Stücken, ihre eigenen Urteile über das, was gut oder böse, löblich oder verwerflich — freilich auch in weitem Umfange über das, was wahr oder falsch, zu nennen sei; denn auch dies involviert Bejahung und Verneinung und auch dies nicht allein, weil das Wahre gesucht, das Falsche gemieden wird, sondern auch, weil das, was gewollt wird, als wahr, was nicht gewollt wird, als falsch behauptet zu werden pflegt, nach den Gesetzen der

menschlichen Natur. Jede solche Gruppe ist eben, wenn überhaupt einmütig, so über das, was sie will — möge es nun in Gewohnheiten oder Gesetzen, in Glaubens- oder wissenschaftlichen Bekenntnissen sich ausdrücken — und dies gibt jeder einen besonderen Sprachgebrauch in Anwendung jener bejahenden und verneinenden Namen. Teilweise sollen diese Namen, auch wenn sie sprachlich als Qualitäten auftreten, nur den Willen bezeichnen und kundgeben, teilweise aber nehmen sie allerdings in Anspruch, als den Dingen wirklich zukommend, also zugleich als Wahrheiten zu gelten. Philosophen nun haben sich oft bemüht, diesen Tatbestand aufzuhellen und dagegen rein sachliche Gründe für solche Benennungen zu entdecken und festzustellen. Tatsächlich fließen aber in die philosophischen Systeme ganze Ströme von jenen Partei-Ansichten und Grundsätzen, so daß daraus notwendigerweise ein großer Teil der beklagten Unklarheit und Verworrenheit der Terminologie sich ergeben muß. Zum großen Teil hat dies seine direkte Ursache in den noch bestehenden Abhängigkeiten dieser philosophischen Disziplinen von der Theologie; diese Abhängigkeit selber ist aber nur eine besonders starke Ausprägung der Bedeutung, die solchen Lehren im öffentlichen Leben überhaupt, d. h. von jedem sozialen Willen beigemessen wird. Die Lehren selber sind nur sozialer Wille in einer sublimierten Gestalt. Die moderne Gesellschaft und der moderne Staat haben freilich in einem gewissen Maße ein Interesse an der wissenschaftlichen Bearbeitung auch dieses Gebietes. In dem Maße, als sie von den traditionellen moralischen Mächten sich losreißen, um so mehr, wenn sie sich ihnen entgegenstellen. Und ferner in dem Maße, als eine wissenschaftlich basierte Überzeugung gebildeter Menschen dem Frieden und der Ordnung innerhalb der Gesellschaft und des Staates — natürlichem Inhalte ihres Willens — nützen kann. Wo immer jene wissenschaftliche Bearbeitung energisch unternommen wurde, da hat sie naturgemäß fast alle jene unter sich streitenden Parteien zu übereinstimmenden Gegnern. Auch die Gesellschaft ist — wenigstens in Europa — selten ihrer so bewußt geworden, um eine reine und strenge Moralwissenschaft zu fördern. Der Staat aber laviert zwischen alten und neuen sozialen Mächten; je mehr er als materielle Stütze die neuen gebraucht, desto mehr glaubt er, seine moralische Stütze nur den alten anvertrauen zu dürfen.

70. In Kraft ist auch noch das dritte Argument gegen die gewöhnliche Sprache. Die Sprache ist erfüllt von metaphorischen Ausdrücken. Und zwar besteht eine merkwürdige Wechselwirkung

zwischen den Bezeichnungen für physische (objektive) und psychische (subjektive) Vorgänge. Während eine poetische oder mythologische Denkungsart — worauf schon hingewiesen wurde — in der Sprache dahin niederschlägt, daß die Dinge personifiziert und durch ihre freien Tätigkeiten das Geschehen zugleich ausgedrückt und erklärt wird, so wird andererseits durch Metaphern die überwiegende Masse der psychischen Tatsachen materialisiert und also objektiviert, ja schon durch die Gewohnheit, ein grammatisches Subjekt als »Ding« zu bezeichnen, Dinge aber als räumlich ausgedehnt oder körperlich vorzustellen. Mit beiden Arten natürlicher Ausdrucksweise hat auf Schritt und Tritt die psychologische Terminologie zu kämpfen. Die Überwindung des Anthropomorphismus ist ihr bereits in hohem Maße gelungen, aber Unsicherheiten und Rückfälle lassen sich doch überall beobachten. In der modernen glänzenden Entwicklung, die der Psychologie der Empfindungen und Vorstellungen zu teil geworden ist, hat doch vielfach eine neue Anwendung der Bildersprache stattgefunden: man denke an die Verschmelzung, die Schwelle des Bewußtseins, u. a. Termini, deren Bedenklichkeit hiermit aber nicht behauptet werden soll. Viel größeren Schwierigkeiten begegnet auch terminologisch die Analyse der Gefühle und des Willens, in deren Schilderung die poetische und rhetorische Sprache ihre Triumphe feiert. Alle diese Schwierigkeiten hängen aber mit den Schwierigkeiten der Sache, auf die uns eine folgende Erörterung hinführt, aufs innigste zusammen.

71. (2.) Unter den historischen Ursachen des betrachteten Phänomenes, wie es in gegenwärtiger Zeit sich darstellt, tritt zunächst am stärksten hervor: der Untergang der europäischen Gelehrtensprache, des Neu-Lateinischen. So lange, als man diese besass, gab es, wenn auch nur der Wortform nach, eine wissenschaftliche Terminologie, die allen gemeinsam war; zugleich unterschieden sich äußerlich die gelehrten Kunstausdrücke von der flatterhaften Sprache des täglichen Lebens, der Dichtung usw. International war die lateinische Sprache als Kirchensprache; von der Kirche aus hatte sie über alte und neue Künste und Wissenschaften sich ausgebreitet. Je mehr sich diese von der Kirche entfernten und frei machten, desto mehr wurden sie »national«, das hieß zunächst nichts anderes, als einer größeren Schriftsprache-Gemeinschaft zugehörig, deren Gestaltung sie selber beförderten. Wie das Latein die Sprache des geistlichen Standes, so gehörte die nationale Schriftsprache dem weltlichen Adel und den bürgerlichen Schichten, die sich ihm an die

Seite stellten. An diesen sozialen Mächten aber rankten die Naturwissenschaften, und folglich die neue Philosophie sich empor. Inzwischen verharrte die offizielle Wissenschaft mit geringen Abweichungen, unter geistlichem Einflusse; die Universitäten und Schulen blieben im wesentlichen, bis gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts, der lateinischen Sprache treu. Die neue Philosophie war ein Freimeistertum gegenüber den Zünften: von den Seite 49 genannten glänzenden Namen gehörte ein einziger einem philosophischen Würdenträger, und dieser einzige (CHRISTIAN WOLF) wurde im Jahre 1723 unter Androhung des Stranges von seinem Hallischen Lehrstuhl vertrieben; zu jenen Freimeistern gesellen sich noch u. a. HARTLEY, PRIESTLEY, HUME, VOLTAIRE, DIDEROT, HELVETIUS, ROUSSEAU; unter den Deutschen möge noch aus dem 17ten Jahrhundert TSCHIRNHAUS, aus dem 18ten sollen LESSING und HERDER genannt werden. Übrigens aber hebt der gelehrte Zustand der Deutschen von dem der beiden anderen leitenden Nationen — Italien versinkt nach GALILEIs Prozess in den Klerikalismus zurück — in höchst merkwürdiger Weise sich ab. Während die deutschen Universitäten bis gegen Ende des 17ten Jahrhunderts fast unberührt blieben von den neuen Paradoxen, so fand im 18ten eine rasche und entschiedene Aneignung und Verarbeitung der rationalistischen Prinzipien statt. Das war ein Erfolg des Systems der Konkurrenz und der kleinen Höfe. Charakteristisch dafür ist die Aufnahme WOLFs in Marburg; auch sind Gestalten, wie die von CHR. THOMASIUS und N. H. GUNDLING nur in der deutschen Kleinstaaterei jener Zeit vorstellbar. Erst die Revolution brachte auch in Frankreich eine freie Universitätsphilosophie, die Schule CONDILLACs, zur Geltung.

72. Von Deutschland aus war aber jenes vielbändige, in der gelehrten Sprache würdevoll wandelnde System der neuen Weltweisheit ausgegangen, das den Gegensatz von scholastischer Formenstrenge und freiem Vernunftinhalt bis zu einer gewissen Höhe in sich vereinigte, das Werk CHR. WOLFs, des späteren K. Preußischen Geheimen Regierungsrates. Zum ersten Male wurde dieser gesamte Inhalt planmäßig einer ausgestalteten, aus altem und neuem Material zusammengesetzten Terminologie unterworfen, die mächtig dazu helfen mußte, den Widerstand des Katheders, soweit er darin beruhte, daß in der hergebrachten Schale auch der alte Inhalt tradiert wurde, zu brechen. Ohne die Herrschaft der Wolfischen Philosophie auf den Universitäten läßt weder das tiefe Eindringen der Aufklärung in das deutsche bürgerliche Bewußtsein sich begreifen, noch der

dadurch mitbedingte Aufschwung der poetischen Literatur, noch endlich die umgestaltende Wirkung, die der größte, aus diesem Zustande hervorgegangene Denker, IMMANUEL KANT, als Professor der Philosophie erzielen konnte. KANT, der mit großer Freiheit die Terminologie für seine Zwecke umprägte, blieb doch in breitem Umfange von dem abhängig, was er aus den Büchern der Wolfianer empfangen hatte; bezeichnend dafür ist seine Gewohnheit, dem deutschen Terminus die lateinische Fassung in Parenthese hinzuzufügen. Aber die gemeinsame Sprache der Gelehrtenrepublik ist im 19ten Jahrhundert, das er einleitete, tiefer als zuvor in den Hintergrund gesunken. Die Nachteile, die daraus sich ergeben, sind besonders für die kleineren Nationen bedeutend, und dadurch indirekt für die Gesamtheit, dass sie die Entwickelung tüchtiger Ingenien in diesen kleineren Nationen hemmen, das Bekanntwerden ihrer Werke noch schwerer machen, als dies für die Werke der großen Sprachgebiete zutrifft, wo wenigstens allgemeinere Fähigkeit gegenseitiger Kenntnis sich mehr und mehr ausbreitet, auch durch Übersetzungen leichter geholfen wird. Hingegen haben freilich die kleinen Nationen den Vorteil, daß sie dem Schrifttum dieser großen Sprachgebiete mehr oder minder indifferent gegenüberstehen, sich den Honig aus den Blüten saugen können, anstatt genötigt zu sein, durch die massenhaften Unkraut-Produkte jeder einzelnen Großsprache — wie die Gelehrten, die deren Gebiet angehören — sich ihren Weg zu bahnen. Dies ist auch für die Terminologie von Bedeutung; denn je weniger das wert ist, was einer gedacht hat, desto weniger lohnt es sich, mit dessen Kunstausdrücken sich zu plagen.

73. (3.) Wenn einst den Universitäten — und zwar zum teil mit Recht — ein unnützes Raffinement der Terminologie, das über Worten oder doch über Begriffen die Sachen vergesse, schuld gegeben wurde, so ist doch als Ursache des gegenwärtigen dissoluten Zustandes auch der Verfall der Schultradition und die verminderte Stellung der Philosophie im gelehrten Unterricht — wenigstens für Deutschland — anzusehen. Über den letzten Punkt lese man PAULSEN. Die allgemeine Tatsache hängt in der stärksten Weise mit dem zuletzt verhandelten Gegenstande zusammen. Denn durch die feindliche Stellung gegen die Universitäten und durch den Ausschluß von ihnen gewann die neue Philosophie ebenso wie durch ihre inneren Tendenzen eine Annäherung an die gemeinvernünftige Denkungsart oder, wie man sagte, den gesunden Menschenverstand — *common sense* — und damit zugleich an die freie, kritisch-

räsonnierende Literatur der heimischen Sprache, die, zumal seit sie periodisch wird, zur Signatur des Zeitalters gehört. Die große Arena der öffentlichen Meinung tritt an die Stelle der Disputatorien in Klöstern und Hörsälen. Das gegenseitige Verständnis dort wird schon durch die grenzenlosen Entfernungen, den Mangel persönlicher Bekanntschaft, die Massenhaftigkeit der durcheinander lautbaren Stimmen erschwert. Und wenn auch das geschriebene Wort besser erwogen werden kann als das gesprochene, so entwöhnen doch schon die Hast der Produktion, dazu der Mangel an jeder Autorität, an jedem sichtbaren Richter, und die Erfolge der Keckheit, der Schlagwörter, den »Literaten« gar sehr von der Präzision des Denkens, von der sorgfältigen Wahl der Wörter, von der Gewissenhaftigkeit des Eingehens auf eine etablierte Terminologie, zumal wenn sie im Gebrauche des Gegners ist. Gerade die Häupter der anti-scholastischen Philosophie sprachen wohl über exakte Terminologie, aber waren, nur zum teil, auch praktisch bemüht um Definitionen, wobei denn gerade in den heftigsten Gegnern der Einfluß der Tradition sich am stärksten erwies. Man wollte aber vor allem Vereinfachung — wenige, leicht erlernbare Kunstausdrücke, meinte man, müßten genügen. Mehr und mehr bildete sich eine philosophische Popularliteratur aus, die die Sprache der Höfe, der Salons oder der Märkte und Wirtshäuser redet — eine Gefahr für das genaue und strenge Denken, die mit großer Kraft ein Haupt dieser Popularphilosophie, JOHN LOCKE, signalisiert hat, *„I confess“*, erklärt er am Schlusse des langen Kapitels über den Mißbrauch der Worte, *„in discourses, where we seek rather pleasure and delight, than information and improvement, such ornaments, as are borrowed from them, can scarce pass for faults. But yet, if we would speak of things as they are, we must allow that all the art of rhetorick, besides order and clearness, all the artifical and figurative application of words, eloquence hath invented, are for nothing else, but to insinuate wrong ideas, move the passions, and thereby mislead the judgment, and so, indeed, are perfect cheat .... where truth and knowledge are concerned, cannot but be thought a great fault, either of the language, or person that makes use of them“*. In dem vorausgehenden Satze bemerkt er aber, daß *„wit and fancy finds easier entertainment in the world, than dry truth and real knowledge“*, und dies gilt, trotz des enormen Fortschrittes der Wissenschaften, auch heute, zumal auf den Gebieten, die man nicht kennen zu lernen sucht um eines praktischen Nutzens willen, deren Nutzen man nicht einsieht, oder

die auch eines unmittelbaren Nutzens, wenigstens für äußere Zwecke, sich nicht rühmen können. Gerade die Psychologie ist der natürliche Tummelplatz des Witzes und der Phantasie, und Belehrung wird hier ungern aufgenommen, wenn sie mit der Unterhaltung in Wettstreit gerät. Und doch ist die unterhaltende Belehrung keineswegs verwerflich; sie sollte nur möglichst scharf von der terminologisch »trockenen« esoterischen Wissenschaft getrennt gehalten werden. Aber das Übel ist in einigem Maße der Entwickelung inhärent: die sich emanzipierenden, kühneren Gedanken durchbrechen die alten Formen, starren Regeln, steifen Kunstausdrücke, wie eine Flamme, verzehrend und erleuchtend, »einhergeht auf der eigenen Spur, die freie Tochter der Natur«. In Deutschland zumal wiederholt sich, in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, in verkürztem Maßstabe das Schauspiel, das die neue Philosophie als Ganzes gegenüber der Scholastik darbot. Eine neue Universitäts-Philosophie war etabliert worden. An ihrer Geschichte gehen wir hier vorbei. Sie gipfelte in HEGEL, der seine eigene Sprache redete, den »Jargon«, wie die Gegner spotteten. Als Universitäts-Philosophen, die seiner Alleinherrschaft entgegenwirkten, machten nur BENEKE, der nie ein Ordinariat erlangte, und besonders HERBART Schule. Dann aber tritt wieder, mit breiterem Einflusse, eine Schar von Freimeistern auf, die ganz auf ähnliche Art, wie die Neuerer überhaupt gegen die Scholastik, besonders auch mit den charakteristischen Beschwerden über »Unverständlichkeit der Sprache«, wider die gesamte »spekulative« Philosophie beredt und rücksichtslos sich kehren und das Publikum um so mehr für sich gewinnen, da sie der gleichzeitig aufs neue von aller Philosophie sich losreißenden Naturwissenschaft, mehr oder minder mit Reserven, huldigen, und wiederum der Popular-Literatur sich deutlich nähern. Die Namen SCHOPENHAUER, FEUERBACH, DÜHRING, VON HARTMANN — vielleicht muß man jetzt sogar NIETZSCHE hinzufügen — bezeichnen das Gemeinsame dieser Richtungen. Neue Schultradition, die, wenn auch in stark divergenten Richtungen, sich ausgebildet hatte, ist rasch von neuem zersetzt worden. Über das Ergebnis dieser Gesamt-Entwickelung — von der die letzte Phase naturgemäß am lebhaftesten nachwirkt — für das gegenwärtige Thema, mögen wir das klare Zeugnis eines besonnenen Sachverständigen hören, das unsere eigene Kenntnis nur bestätigen kann. »So traten — heißt es bei EUCKEN — mannigfache Systeme und Richtungen auf und behaupteten neben- oder nacheinander Macht und Herrschaft. Aber keinem gelang es, die Überlegenheit

dauernd zu wahren. Das erweist sich auch in der Terminologie. An dem im allgemeinen wissenschaftlichen Sprachgebrauch Umlaufenden lassen sich alle jene Systeme erkennen, wenn auch in sehr verschiedenem Grade (unbedingt überwiegt noch immer HEGEL). Ein gewisser Synkretismus ist unleugbar vorhanden, mit allen Mängeln und Gefahren. . . . . (Zwar) erhält sich bei einzelnen Genossenschaften und Sekten durch Ablehnung alles Fremden eine strenge Observanz. Indessen gleichen die Termini solcher Sekten den Scheidemünzen, deren Geltung nicht über das enge Gebiet hinausreicht. . . . . Namentlich bei uns Deutschen hat sich mannigfaches und entgegengesetztes so sehr gehäuft und in einander geschoben, daß die technisch philosophische Sprache kaum noch ein Mittel der Verständigung bildet.« Seitdem dies geschrieben wurde (vor etwa 29 Jahren) hat sich der äußere Zustand etwas verändert. Das philosophische Studium auf den Universitäten, das Jahrzehnte lang schattenhaft war, hat begonnen, wieder aufzuleben; nun aber unter einem neuen Zeichen, dem die ganze Entwickelung vorgearbeitet hat: »überall beginnt man von den Wissenschaften aus zu philosophieren» (PAULSEN); die Wissenschaften aber, von denen aus es am meisten auf energische und hoffnungsvolle Art geschieht, sind nicht, wie im 16ten und 17ten Jahrhundert, die Naturwissenschaften, sondern die Geisteswissenschaften, die sich nunmehr solider zusammenfügen: Psychologie und Soziologie (die auf Sozialpsychologie beruhen muß) sind ihre Zentren, Biologie bildet die Brücke zwischen den beiden großen Gebieten. Ausbildung und Einfluß dieser Wissenschaften beruhen aber auch auf Wechselwirkungen des deutschen Denkens mit dem Denken anderer Sprachgebiete. Soweit allgemeine (logisch-spekulative) Philosophie überhaupt noch geachtet wird, so hat unstreitig nur die deutsche in diesem Jahrhundert einen Rang gewonnen und macht ihre Einflüsse in allen Ländern geltend. Anders mit den Einzelwissenschaften und mit der Philosophie, die über ihnen sich aufbauen will. Hier findet ein vielfaches, wenn auch nur in den Gipfeln und Ausläufern sich begegnendes Zusammenwirken statt, so daß der relative Anteil eines einzelnen Sprachgebietes, an dessen Ausdehnung gemessen, schwer sich herausrechnen läßt. Dieses Zusammenwirken ist besonders da fruchtbar geworden, wo es, wie in Biologie und Individual-Psychologie, auf sachlich und terminologisch festangesiedelten Naturwissenschaften beruhte. Das internationale Verständnis findet an diesen seine Grenzen. Indessen wird mehr und mehr die Psychologie der isolierten Empfindungen, durch

experimentelle Methode gefördert, nach Art einer Naturwissenschaft abgehandelt (wozu die Anbahnung längst in der Physik der wahrnehmbaren Qualitäten geschehen war) und prägt sich wenigstens eine beschränkte Zahl von Begriffen so aus, daß sie in alle Sprachen leicht übertragen werden und für die Herstellung einer identischen Terminologie dieses Zweiges das Fundament abgeben können. Die Einteilung aller psychischen Tatsachen in Empfindungen und Gefühle, obgleich dem englischen Sprachgeiste etwas widerstrebend, scheint sich durchzusetzen; sie ist nur eine, den heutigen Kenntnissen angemessene Erneuerung der alten Dichotomie *intellectus-voluntas:* an die Stelle der einfachen Potenzen sind Komplexe von Akten getreten.

74. (4.) Übrigens aber begegnet uns als ein mächtiges und zwar inneres Hemmnis der Verständigung in Worten (also als eine Hauptursache des vorhandenen Zustandes) die Verschiedenheit des Denkens selber. Prinzipiell muß die Frage, ob eine gemeinsame Terminologie trotz differierender Grundsätze, Meinungen, Theorien, möglich sei, unbedingt bejaht werden. Das ist ja gerade der Zweck, dem zu Liebe eine wissenschaftliche »Sprache« immer geschätzt und gesucht wurde, dem sinnlosen und unfruchtbaren Streiten um Worte, nicht aber dem sinnvollen und fruchtbaren Streiten um Sachen, ein Ende zu machen. Aber mit Recht hat sich KANT gegen jene oft vertretene Maxime gewandt, »alle Streitigkeiten der philosophischen Schulen für bloße Wortstreitigkeiten zu erklären«. Nicht allein, daß auch das Gegenteil vorkommt: scheinbare Übereinstimmung, die aber nur in Worten besteht, bei denen jeder sich etwas anderes denkt; nicht allein, daß verschiedenes Urteilen über Dinge und Vorgänge schon in den Kunstausdrücken sich ausprägt; sondern manche Disputationen sind deswegen leer, weil der Gegenstand, den A durch seinen Terminus bezeichnet, und von dem er etwas aussagt, dem B durchaus unbekannt ist, und weil B auch weder willig noch fähig ist, diesen Gegenstand zu erkennen.

75. Mit Recht weist EUCKEN überall auf die Zusammenhänge der philosophischen Sprache mit dem philosophischen Denken selber hin. Die Geschichte der Terminologie reflektiert die Geschichte der Philosophie. Wenn wir die Entwicklung aus der Scholastik, und wider sie, unter diesem Gesichtswinkel betrachten, so sehen wir zunächst ein großes Zerstörungswerk. Die Vereinfachung der Terminologie, worauf wir schon hingewiesen, entspricht einer Vereinfachung des Denkens selber. Das Streben darnach durchzieht die ganze

Epoche bis in unsere Tage hinein. Es befriedigt sich hauptsächlich in der mechanischen Deutung der körperlichen Dinge. Hinter dieser liegt das Trachten nach technischer Beherrschung der Materie und der »Naturkräfte«. Wo die mechanische Erklärung der Vorgänge nicht hinanreicht — in der Chemie —, da diktiert sich um so mehr die Auflösung des Stoffes in letzte Elemente und elementare Einheiten: die Analyse zum Behufe der Synthese. Die gesamte Tendenz stellt den Menschen der ganzen übrigen Natur gegenüber. Der Mensch denkt — zunächst und hauptsächlich über Materie und Bewegung, deren Zusammenhang und Zusammenhänge er also erkennt, um dann an sich zu denken, d. h. zu wollen, Materie und Bewegung seinen Zwecken dienstbar zu machen. Zur Materie und Bewegung gehört auch der menschliche Körper und sein Leben; der Mensch erkennt beides, um der Medizin willen. Maschinerie ist alles, nur allein in der menschlichen Maschine wohnt auf unbegreifliche Art, aber mit einem Vermögen, diese ihm zufällig verbundene Maschine teilweise zu dirigieren, dadurch aber auch in das ganze übrige Triebwerk hineinzugreifen, das denkende Ich, jenes völlig Andersgeartete, das die ihm fremde, gleichgültige, tote Materie — auch der Tiere und Pflanzen — seinem Erkennen und Wollen unterwirft. Diese Idee, deren Notwendigkeit wir hinlänglich begreifen, wenn wir sie in ihrer Abhängigkeit von der tatsächlichen historischen Entwicklung verstehen lernen, hat ihren klassischen Ausdruck gefunden im Systeme DESCARTES', das diese Prinzipien auf eine beinahe vollkommene Art formuliert hat: die beiden entgegengesetzten Extreme, die daraus immer von neuem hervorgehen, der Phänomenalismus (oder Idealismus oder wie immer man — neuerdings auch Realismus — diese »Erkenntnislehre« benennen mag) und der Materialismus (in seiner vulgären Fassung) sind nur Modifikationen, in denen der Grundcharakter minder deutlich sich abbildet. DESCARTES ist es nun auch, der auf die Terminologie radikal zerstörend und nivellierend gewirkt hat — wenn andere mit ihm wetteifern, so ist jedenfalls sein Erfolg in dieser Hinsicht am stärksten gewesen. Er eroberte die Schulen — dies die innere Bedeutung des Wolfianismus — und wenn auch damit Gedanken und Termini vom Einfachen wieder zu komplizierten Gestalten fortschreiten (wie vollends in den einzelnen Naturwissenschaften), so erhält sich doch der strenge rationalistische Typus. DESCARTES hatte ihm die Signatur gegeben: klare und deutliche Begriffe, alles andere bannend. In der wichtigsten Anwendung, derjenigen auf die materielle Natur,

bedeutet dies: ausschließliche Geltung der mechanischen Prinzipien. Wenn aber dieser revolutionäre Anspruch schon in der Physik, viel mehr aber in der Chemie, auf heftige Widerstände stößt, die nur Idee und Hoffnung überwinden, so scheint er zunächst ganz und gar zu scheitern in der Biologie. Was jener Anspruch eigentlich ausscheiden wollte, das ist das Nur-Denkbare; klares und deutliches Denken hält sich an die sinnliche Wahrnehmung, indem es sich von ihr trennt. Es scheidet ihre subjektiven Bestandteile aus, um desto reiner ihren objektiven Gehalt — die Ausgedehntheit der Materie — darzustellen. Hier bleibt kein Raum übrig für etwas Nur-Denkbares; die Teile der Materie sind wirklich und verändern nur ihren Ort, d. h. ihre gegenseitige Lage in der Bewegung. Nurdenkbar ist das Mögliche — daher die so von selbst verständlich scheinende Ausstoßung des Möglichen aus der Wirklichkeit. Von selbst verständlich, ganz und gar natürlich, scheint in der Tat dem Rationalismus alles, was er will, und er sich selber; daher verwirft und verspottet er die scholastischen Begriffe als unsinnig. Die Cartesianer schalten schon die Gravitation der Newtonschen Physik als okkulte Qualität, der Begriff der chemischen Affinität war bei seinem Urheber, BOERHAAVE, nichts als ein neuer Ausdruck für die bei allen Neueren übelberufene »Sympathie« zwischen Körpern oder Elementen; der Rationalismus gibt diesen Begriffen allmählich eine, wenigstens provisorische, mechanische Interpretation. Dagegen verwirft er den Begriff der Lebenskraft ganz und gar, nebst allen daraus abgeleiteten, spezifischen Kräften des Organismus. Lange Zeit schien er — während des letzten Menschenalters — hier zu triumphieren; es galt wie ein Axiom, daß das Leben allein aus den sonst bekannten physikalischen und chemischen »Kräften« erklärt werden könne und müsse. Nun ist zwar der Begriff Kraft selber ein Nur-Denkbares; vollends gilt dies von dem ihn neuerdings verdrängenden, anders formulierten Begriffe Energie. Aber der realistischen Forderung wird man leicht gerecht, indem man alle Kräfte auf Bewegungen von Massenteilchen (*invisible parts*, wie HERBERT SPENCER sagt) zurückführt oder die kinetische Energie als Grundform allen anderen Formen gegenüber behauptet, die als »potentielle« Energien vorläufig zusammengefasst werden. Aber in jüngster Zeit tritt eine Reaktion gegen die rationalistisch-mechanischen Tendenzen sehr merklich hervor. Eine vitalistische Strömung greift unter den Biologen aufs neue um sich; das anerkannte Gesetz der Erhaltung der Energie, im Wandel ihrer Formen, wird selber gegen die

mechanische Deutung geltend gemacht, diese als »willkürliche Hypothese«, als »schon aufgegeben« bezeichnet, das Aufsuchen mechanischer Äquivalente, trotz des berühmten Erfolges in bezug auf die Wärme, bei anderen Energieformen, wie der Elektrizität, für aussichtslos erklärt (OSTWALD). Diese erneute Opposition gegen die bisher und fortwährend treibende Kraft der naturwissenschaftlichen Vernunft beruht teils auf einer richtigen Einsicht, teils aber auf einer falschen Voraussetzung hinsichtlich des Zweckes und Wertes dieser ganzen Denkungsart, einer Voraussetzung, die freilich gerade von deren entschiedensten Vertretern am schärfsten verfochten wird. Auf einer richtigen Einsicht: denn die Meinung, daß die mechanische Kausalität vollkommen »begreiflich« sei, daß mit a. W. die Notwendigkeit des ihr zu grunde liegenden Beharrungsgesetzes *a priori* erkennbar sei, ist die letzte Zuflucht jenes Wahnes, daß die »Welt« irgendwie »erklärbar« sei und sein müsse, in dem Sinne, den die Behauptung hat, daß sie von einem Gotte, d. i. einem Geiste »geschaffen« worden sei: der Glaube an zauberhafte Wirkungen ist dahinter verborgen. Am schärfsten und gründlichsten ist diese Meinung durch DAVID HUME aufgelöst worden; aber längst vorher war die Widerlegung und Überwindung in dem tiefsten und radikalsten Gedankensysteme, das dem christlichen Aristotelismus entgegengewälzt wurde, enthalten gewesen: im Systeme SPINOZAS; denn SPINOZAS Satz: *ratio* = *causa,* der als Ausdruck des äußersten Gegensatzes gegen HUME, nämlich des Rationalismus in strengster Form, gedeutet zu werden pflegt, ist in Wahrheit etwas ganz anderes; er will sagen: es gibt keine *causa,* keine »realen« und also »wirkenden« Ursachen, es gibt nichts als »Erkenntnisgrund«, dieser aber ist die notwendige Form unseres Denkens, insofern, als es allgemeine Begriffe bildet, in denen besondere Begriffe enthalten sind und daraus folgen. In diesem Sinne ist der allgemeinste Begriff daher der gemeinsame Erkenntnisgrund oder die »Ursache« aller Erscheinungen: jenes Unendliche, d. h. in keiner Maßeinheit oder Zahl ausdrückbare, das SPINOZA als die Substanz oder als die Natur, und das die heutige Naturwissenschaft, nur in der Benennung abweichend, als die sich erhaltende Energie definiert. — Jene Einrede beruht aber andererseits in einer falschen Voraussetzung: als ob nämlich die Reduktion der Energieformen auf mechanische Bewegung den Sinn haben müsse oder überhaupt haben könne, daß dadurch die mechanische Bewegung als das Realere oder als das allein Reale hingestellt würde. Dies ist allerdings wohl die unkritische

Meinung der meisten Naturalisten. In Wahrheit kann es sich nur darum handeln, daß eine äußere Welt aus gleichen Einheiten (Kraftzentren) bestehend, die an einander mechanische Arbeit leisten und damit ihre gegenseitige Lage verändern, für unser Denken der letzte Nenner ist, auf den eine mathematische Interpretation der Erscheinungen alle Größen und ihre Veränderungen beziehen muß, wenn sie konsequent verfahren will. Diese Welt ist nicht in dem Sinne begreiflich, daß wir die Wirkung eines geraden Stoßes als notwendig einzusehen vermöchten, wohl aber in diesem Sinne, daß, wenn Bewegung als Quantum gedacht werden kann — was GALILEI zu denken gelehrt hat — dann ist sie der Vermehrung und Verminderung fähig, ihre Veränderungen also können der Rechnung unterworfen werden. Daß diese für unser Denken allein vorhandene, durch unser Denken vereinheitlichte Welt, überhaupt allein vorhanden oder irgendwie wirklicher wäre, als die von unseren Sinnen empfundene, wahrgenommene Welt, dies anzunehmen ist eine unnütze, unbegründete Zutat zu jener »regulativen Idee«, um den erhellenden Begriff KANTS hier einzusetzen, in dessen Geiste dies gedacht ist. Daß aber diese höchst kraftvolle Idee aufhören sollte zu regulieren und als leitende Maxime zu dienen, ist, nach dem bisherigen Gange der Entwicklung zu urteilen, ebenso unwahrscheinlich, wie es unerwünscht sein würde für den Fortschritt der Erkenntnis.

76. Je mehr man aber diese überwältigende Bedeutung der mechanischen Prinzipien festhält und behauptet, desto mehr ist es geboten, um ihren absoluten Wert richtig zu schätzen, sich auf ihren Ursprung kritisch zu besinnen und ihrem Gebrauche danach seine Grenzen anzuweisen. Der Kritik muß dieses ganze höchst erfolgreiche Denken als künstlich erscheinen, jede Auflösung der gesamten und irgend welcher für sich betrachteten Wirklichkeit in für sich subsistierende »Dinge« (Substanzen) als durch menschlichen Willen oder was hier dasselbe bedeutet, menschliches Denken, gesetzt; die Wirklichkeit selber ist es, zumal die materielle »Außenwelt«, und dem naiven Denken (der Fantasie) begegnen die Dinge als lebendigtätige Individuen innerhalb jener; der reflektierende Verstand baut dieses naive Denken gleichsam künstlerisch aus: er bevölkert die Welt mit wirksamen Qualitäten, Kräften und Seelen: dann aber folgt der wissenschaftliche Verstand, der über die Welt herrschen und darum sie berechenbar machen will; er negiert das naive Denken und die darauf beruhende Reflexion; er entkleidet die »Welt« alles dessen, was die Dinge als wesentlich (= qualitativ) verschieden er-

scheinen ließ. In dem, was er übrig läßt, findet er, was er darin übrig gelassen hat — Materie und Bewegung, sie lassen sich der Rechnung unterwerfen, je mehr sie, nach Aufhebung ihrer sonst scheinbar vorhandenen Zusammenhänge, in nicht weiter reduzierbare gleiche Einheiten aufgelöst worden sind, die sich durch Denken, oder sogar durch wirkliche Tätigkeiten, nach Willkür in neue Verbindungen zusammensetzen lassen. Die kritische Besinnung konstatiert nun (wie gesagt), daß alle Scheidungen gesetzt sind, vor oder hinter allen jene von Subjekt und Objekt; »gegeben« ist nur deren Einheit und in Wirklichkeit *(realiter* oder, wie die Schule sagte, *formaliter)* unlösbarer Zusammenhang. Und auch, nachdem die Setzung einer objektiven »Außenwelt« kritisch reproduziert worden, muß sie von neuem, als Ganzes, in ihrer wesentlichen Einheit erkannt und anerkannt werden, auch wenn sie von allen Subjekten (nicht allein von dem Denkenden selber) losgerissen, also die Entziehung aller sinnlichen Qualitäten gleichsam genehmigt wird. Auch so muß das an die Anschauung — oder, was dasselbe besagen will, die reine Erfahrung — sich anknüpfende Denken den mathematischen Verstand energisch korrigieren. Es spricht gleichsam zu diesem: »du siehst in der Welt nichts als gleiche Vorgänge, die sich von Ewigkeit her nach den Regeln, die du Naturgesetze nennst, wiederholen; du siehst in ihr nichts als diskrete Atome, die sich zusammensetzen und auseinandergehen, sich anziehen und sich abstoßen; diese deine Ansichten sind überaus nützlich und insoweit auch richtig; aber, wenn du einmal alle deine Zwecke und Pläne vergessen willst, so wirst du mir zugeben, daß du deine Materie nur als Kontinuum kennst, und daß du ebenso wie ich genötigt bist, ihre Größe oder Ausdehnung als unendlich, also als jedes Maßes spottend, zu setzen; ferner mußt du zugeben, daß es in der Erfahrung keine vollkommen gleichen Vorgänge gibt; und daß uns das Dasein der Welt nur als ein einziger Prozeß gegeben ist, den wir als ganzen mit keinem anderen vergleichen können. Du glaubtest, daß die immer wiederholten Umdrehungen der Planeten um ihre Axen und um die Sonne von Ewigkeit her angeordnet seien und in Ewigkeit dauern würden; aber mit deinen eigenen Mitteln haben wir erkannt, daß die Entstehung dieser Planeten und der Sonne aus der ungeschiedenen Einheit glühender Gasmasse, ein einmaliger Vorgang ist, den wir uns wohl durch die bekannten Naturgesetze im einzelnen erklären mögen, aber nicht als gesamte Wirkung aus einer gesamten antezedenten Ursache abzuleiten vermögen, weil er auf unermittelbare

frühere Weltvorgänge ins Unendliche zurückweist. Ebenso sind auch die Abkühlung der Erdrinde und die Entwicklung organischen Lebens auf ihr, Vorgänge, die ihresgleichen nicht haben, also nicht in dem Sinne begriffen werden können, wie Vorgänge, die unter hinlänglich gleichen Bedingungen sich gleichartig wiederholen, oder gar künstlich, nach Belieben, reproduziert werden können. Wenn die Transformationen der Energie im Weltall überwiegend in der Richtung auf Wärme-Erzeugung geschehen, indem die Wärme immer von wärmeren auf kältere Körper übergeht und so sich gleichmäßig zu verteilen tendiert, wenn also die »Entropie« einem Maximum zustrebt, und der Gesamtzustand dem Aufhören der kinetischen Energie, wie aller Formen der Energie außer der Wärme —, so haben wir diese voraussehbare Geschichte des Weltalls, wie die vergangene, als einfache Tatsache hinzunehmen, deren Erklärung nichts weiter ist als ihre anders ausgedrückte Beschreibung«.

77. Wir sehen in der Tat durch das ganze neunzehnte Jahrhundert, wie Forschung und Erwägung zusammenlaufen zu einer Kritik des mechanistischen Rationalismus, in diesem Sinne, der ihn unversehrt aufgehen läßt in einem höheren Gedanken; wenn auch jene Kritik öfter als eine verständnislose, pure Negation in die Erscheinung tritt. In ihrem richtigen Verstande ist sie eine notwendige Evolution des sich selbst erkennenden und die Grenzen seiner Macht erkennenden Rationalismus selber. Dessen Fortschritt innerhalb der objektiven Naturwissenschaft wird bezeichnet durch das tiefere Studium der Vorgänge des Lebens. Als philosopische Folgerungen aber, in denen er seine Kurve beschreibt, sind es die folgenden, die Anerkennung heischen: 1. Das für ein deduktives Denken, Frühersein des Unendlichen vor dem Endlichen, daher wird auch denkbar die Einheit vor dem Mannigfachen, das Allgemeine vor dem Besonderen, das Ganze vor seinen Teilen. 2. Das Übergewicht und der Sieg

der Ideen	Bewegung Veränderung Werden	über die Ideen	Ruhe Identität Sein.

Für das rationalistische Denken sind die siegreichen Ideen zwar unentbehrlich; aber sie werden als von außen hinzukommende begriffen. Der Ruhestand usw. ist das natürliche, wie an einer konstruierten Maschine, etwa (welches Gleichnis fast jeder von diesen Denkern wiederholt) einer nicht aufgezogenen Uhr. Der Anstoß muß der Materie von außen gegeben sein, da jeder Teil ihn von dem anderen empfängt; hier fordert das System seinen *Deus* als

den Urheber der Bewegung, der Veränderung, des Werdens. Die andere Denkweise, die wir hier zunächst als die empiristische verstehen mögen, nimmt die bewegte Materie als Tatsache der Tatsachen hin, und bekümmert sich nicht um den alten Begriff, wonach Bewegung nicht zum »Wesen« der Materie gehöre. Sie erkennt in den undurchdringlichen Atomen und den dazu gehörigen leeren Räumen nur Hülfsbegriffe, wenn auch noch so sehr für das rationale Denken notwendige. Hier liegt auch der Punkt, wo die Lehre von Erhaltung und Verwandlung der Energie die alte Gestalt des mechanischen Systems bricht. 3. Wie im konservativem Systeme des Alls die Gesamtmenge der Energie sich erhält, unter steter Verwandlung ihrer Formen, so erhält sich das Ganze eines lebenden Organismus als Dauer der Relationen seiner Teile in deren fortwährendem Wechsel. Leben ist Reproduktion und Zerstörung zu gleicher Zeit; es ist also zugleich mit der Tendenz seines Gegenteils, weshalb BICHAT es als Kampf gegen den Tod definierte, und ein anderer französischer Physiologe, CL. BERNARD, den dialektischen Satz wagte: »*La vie c'est la mort*«. 4. So trägt die Wirklichkeit jedes Augenblickes, oder wie immer begrenzten Zeitabschnittes, die reale Möglichkeit, Anlage, Tendenz, Disposition, Kraft oder Fähigkeit, oder wie immer wir es nennen mögen, zu allen folgenden als ihre Verneinung in sich; Möglichkeit ist also keineswegs ein Nur-Denkbares, sondern ist die Wirklichkeit selber in ihrer notwendigen Beziehung auf die Zeit, d. h. auf Tätigkeit, Leistung, Vollendung. Es muß auf das schärfste bemerkt werden, wie hier die regenerierten aristotelischen Begriffe mit den Begriffen der modernen Physik sich begegnen. Denn was ist Energie, die nunmehr als die eigentliche Realität angesprochen wird, anderes als Fähigkeit, Anlage, Tendenz (oder wie immer benannt) Arbeit zu leisten? —

78. Von der allertiefsten Bedeutung ist aber diese gesamte Neuerung des Denkens für die Psychologie. Die kritische (oder empiristische oder positivistische) Besinnung hat zum Hauptergebnis: daß die Scheidung von Subjekt und Objekt in den gegebenen Tatsachen nicht begründet ist. Die kartesianische Fassung, die ein Subjekt nur mit dem menschlichen Leibe, und zwar als ein Wunder, verbunden sein ließ, wird durch die Entwicklungstheorie definitiv aufgehoben. So radikal sie gegenüber der Tradition und der naiven Meinung auftritt, so ist doch jene Auffassung zugleich ein Rest des uralten Glaubens, daß die Seele als ein anderes Wesen im Leibe ihren Sitz habe, eines Glaubens, der im Aristotelismus sehr verfeinert,

aber in der christlichen Scholastik wenigstens für die *anima rationalis* wieder auf seine vulgäre Form zurückgeführt war. Bei DESCARTES wie bei seinen Vorgängern nimmt die Seele Bewegungen des Leibes wahr und wirkt auf sie zurück. Die wirklichen Tatsachen werden auf genügende Weise dahin beschrieben, daß der Leib sich selber wahrnimmt und auf sich selber wirkt, d. h. als Ganzes auf seine Teile. Wir können den Leib, insofern als er Subjekt, d. h. psychische Tatsache ist, in hergebrachter Weise »Seele« nennen. Leib und Seele sind dann verschiedene Namen eines und desselben Gegenstandes, der als Leib in seinen Teilen wahrnehmbar, als Ganzes aber, d. h. als beharrende Relationen der Teile (was die Aristoteliker Form nannten), ebenso wie die Seele, etwas Nur-Denkbares ist.

79. Zwischen DESCARTES als Intellektualisten (der die Seele unabhängig von aller Erfahrung denken ließ) und seinen sensualistischen Bestreitern (GASSENDI, LOCKE, CONDILLAC) ist aus dem gegenwärtigen Gesichtspunkte kein wesentlicher Unterschied. Auch diese behalten die Seele als ein anderes Wesen, machen sie aber noch mehr zu etwas Passivem, weil sie aus den Wirkungen oder »Eindrücken« äußerer Objekte die sinnlichen Empfindungen hinlänglich zu erklären meinten und mit Recht das Denken — als Vorgang des Gedächtnisses — aus Komplikationen beharrender Empfindungen ableiteten. Diese Auffassung hat sich in die ganze moderne Assoziations-Psychologie verpflanzt, die in Verbindung mit der Physiologie des Nervensystems einen so großen Teil der menschlichen Erkenntnis-Tatsachen in seine Atome (mit denen CARUS die isolierten Empfindungen vergleicht) aufgelöst und synthetisch nachkonstruiert hat. Ganz konsequent kommen aber die Philosophen dieser Richtung, insbesondere die Herbartianer, auf die Seele als ein einfaches Wesen, als etwas, das dem grammatischen und logischen (d. h. durch einen Namen bezeichneten) Subjekte entsprechen müsse, zurück. Aber die Klippe dieses Denkens sind die Gefühle, zumal jener mit Gefühlen verbundene Komplex von Empfindungen, dem der Name Wille gegeben wird.

80. Die unbefangene Selbsterkenntnis verbindet sich nun mit der Abstammungslehre, um Gefühl als mit der Tatsache des Lebens identisch und folglich als das allen lebenden Wesen gemeinsame, konstante und ursprüngliche Element zu setzen. Lebensgefühle sind Tätigkeitsgefühle, und die scheinbar einfache Tatsache des »Reflexes« menschlicher Sinnesorgane auf äußere Reize ist in Wahrheit das Gefühl einer höchst komplizierten, spät entwickelten Tätigkeit.